Expedition in Amerika: B. HERDER, 19 South fifth Street, St. Louis, Mo.

Die katholischen Missionen.

Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 7. „Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang $ 1.75. postfrei. Juli 1877.

Bombay und seine Umgegend.

(Mitgetheilt von P. Theodor Hauser S. J. — Fortsetzung.)

Bevor wir Tanna verlassen, müssen wir noch an eine Thatsache erinnern, durch welche diese Stadt in den Annalen der Missionsgeschichte berühmt wurde. Im Jahre 1321 nämlich, also zweihundert Jahre, bevor Tanna von den Portugiesen erobert wurde, erlitten hier vier Franziskaner einen glorreichen Märtyrertod. Es waren dieses der selige P. Nicolaus von Tolentino, welcher bereits früher viele Jahre im nordöstlichen China als Missionär thätig gewesen war und jetzt mit mehreren Ordensbrüdern und Dominikanern eine Mission in Indien eröffnen sollte, sowie P. Jacobus von Padua und die Laienbrüder Petrus von Siena und Demetrius, ein Georgier. Die alten Berichte erzählen uns über ihren herrlichen Martertod ganz außerordentliche Wunder, auf welche hier einzugehen uns zu weit führen würde.

Setzen wir vielmehr unsere Reise nach Bazain hin fort. Der Abwechslung halber nehmen wir einmal den Seeweg, der für unsern Zweck zugleich der kürzeste und angenehmste ist.

Unser Nachen gleitet zwischen malerischen Ufern dahin. Rechts sendet die riesige Gebirgskette der Ghats ihre letzten Ausläufer bis dicht an das Meer heran; um ihren Fuß herum lagern sich, halbversteckt zwischen den schattigen Mangobäumen, ganze Ortschaften und vereinzelte Hütten; zu unserer Linken breitet sich das liebliche Salsette aus, mit seinen waldbedeckten Hügeln, seinen reizenden Palmgärten und fruchtbaren Feldern; zwischen den beiden Ufern zieht sich, wie ein schimmernder Silberstreif, der schmale Meeresarm hin. Nach einer Fahrt von etwa zwei Stunden in westlicher Richtung erweitert sich auf einmal die Wasserfläche; in geringer Entfernung wird bereits das arabische Meer sichtbar — da taucht zu unserer Rechten in Mitte eines herrlichen Palmwaldes eine prächtige Stadt und Festung auf. Sehr weit im Umkreis ziehen sich die hohen Ringmauern hin; viereckige Thürme ragen über dieselben empor; zu ihrer Linken dehnt sich ein großer und schöner Hafen aus. Wir sind in Bazain.

Unser Landungsplatz ist dicht am Festungsthore; wir treten ein und haben einen Anblick vor uns, welcher sich kaum beschreiben läßt. Vor uns liegt zwar eine große Stadt mit schlanken Thürmen, mit vielen Kirchen, Klöstern und Palästen — aber Alles eine Ruine, vollständig überwachsen mit dichtem Gesträuch und üppigen Schlingpflanzen. Die Dächer der Häuser und Kirchen sind sämmtlich verschwunden; die Mauern sind an vielen Stellen eingestürzt. Ruine reiht sich an Ruine, die eine großartiger als die andere — und über das Ganze breitet sich eine melancholische Stille, die Stille des Grabes, aus, denn außer zwei oder drei Wächtern mit ihren Familien bewohnt keine menschliche Seele diese Todtenstadt. So ist also Bazain weiter nichts mehr als ein Denkmal verschwundener Größe und Macht, und zugleich ein warnendes Beispiel der göttlichen Strafgerechtigkeit über eine Nation, welche dem ihr gewordenen Berufe untreu wird. Glücklich und glorreich war einst Portugal, als es seine göttliche Sendung, den heiligen katholischen Glauben

unter den heidnischen Völkern des Orients zu verbreiten und zu beschützen, gewissenhaft und großmüthig erfüllte. Als es aber anfing, den deutlich ausgesprochenen Plan Gottes in den Hintergrund zu drängen und ihm schließlich mit frevelnder Hand direkt zuwiderhandelte, indem es die Missionäre verstieß und deren Besitzthum sich aneignete, — da zog Gott seine segnende und schützende Hand von der verblendeten Nation zurück und ließ sie heruntersinken zu dem armseligen Zustande, in welchem wir dieselbe heutzutage erblicken. Drei unbedeutende Städtchen, nämlich Goa, Daman und Diu, sind Alles, was in Indien von den portugiesischen Besitzungen übrig geblieben ist; und selbst in diesen kleinen Kolonien herrscht großes Elend. Der größte Theil der Einwohner sieht sich genöthigt, in die Nachbarländer auszuwandern, um sich und Familie ernähren zu können.

Um nun auf Bazain zurückzukommen, wollen wir in einigen Zügen die Hauptmomente seiner Geschichte kurz andeuten. Als die Portugiesen in Indien ankamen, stand bereits hier eine starke, von den Muselmännern erbaute Festung. Sie wurde von den Portugiesen im Jahre 1529 durch einen kühnen Handstreich genommen und dem Erdboden gleichgemacht. Hiedurch erschreckt, unterwarf sich, wie wir bereits früher erwähnten, Tanna mit dem ihm gehörigen Gebiete von Salsette und Bombay freiwillig den Ankömmlingen. Kaum aber hatte die siegreiche Armee die rauchenden Ruinen Bazains verlassen, als auch die Muselmänner sich schon wieder anschickten, eine neue und noch stärkere Festung auf derselben Stelle zu bauen. In weniger als drei Jahren stand sie da, versehen mit 400 Kanonen und einer Besatzung von 15,000 Mann. Das aber wollte der Statthalter von Indien, Nuño da Cunha, sich nicht gefallen lassen. An der Spitze einer Armee von etwa 4000 Mann, von denen kaum die Hälfte Portugiesen waren, erschien er am 5. Januar 1533 vor den Mauern Bazains. Die Muhammedaner machten einen Ausfall, wurden aber zurückgeschlagen und die siegenden Portugiesen folgten dem fliehenden Feinde bis dicht an die Festungswerke. Hier nun begann ein zweiter Kampf, viel hartnäckiger und verzweifelter als der erste. Die kleine Schaar der Belagerer war stundenlang, ohne irgendwelche Schutzwehr, dem mörderischen Feuer der Festung ausgesetzt und mußte, aller menschlichen Voraussicht nach, völlig aufgerieben werden. Doch dem war nicht so. Durch einen besondern, an's Wunderbare grenzenden Schutz Gottes, wie er in den ersten Zeiten der portugiesischen Eroberungen nicht selten sich kundgab, wurden die Portugiesen vom Untergange bewahrt; ja sie bemächtigten sich zuletzt der Stadt. Acht- bis neuntausend Muhammedaner lagen todt auf den beiden Kampffeldern, von den Portugiesen jedoch fielen, wie uns die Berichte aus jener Zeit erzählen, bloß fünf Mann. Dieser Umstand soll einen solchen Eindruck auf die Heiden der Umgegend gemacht haben, daß mehrere derselben sich zur christlichen Religion bekehrten, indem sie den richtigen Schluß zogen, daß der Glaube, welcher dessen Bekenner in Mitte von tausend Todesgefahren unversehrt bewahrt, wohl der wahre sein müsse. Bazain und seine Umgegend wurde abermals den Flammen preisgegeben. Nachdem jedoch im folgenden Jahre ein äußerst vortheilhafter Vertrag mit dem Könige von Gudscherat zu Stande gekommen war, legte Nuño da Cunha am 20. Februar 1534 den Grundstein zu der Festung, deren Ruinen wir noch heute erblicken.

Zur Zeit seiner Blüthe war Bazain nach Goa die schönste und mächtigste Stadt des portugiesischen Indiens. Es hatte die Form eines unregelmäßigen Zehneck und war von elf starken Bastionen umgeben. In der Mitte der Stadt stand eine kleine Citadelle. Die Straßen waren weit und gerade; an beiden Seiten erhoben sich großartige Kirchen, kastellförmige Klöster, prächtige Paläste mit zierlichen Balkonen und großen Fenstern geschmückt. Alles zeugte von Reichthum und Macht. An keinem Orte Indiens wohnten so viele portugiesische Edelleute wie in Bazain, weßhalb man es nur den „nordischen Hof“ nannte. Der Hafen war in jeder Beziehung ausgezeichnet; Schiffe jeder Größe konnten zu jeder Zeit und gefahrlos darin Anker werfen; daher wurde denn auch die Stadt der Stapelplatz eines ausgedehnten Handels landeinwärts, nach Norden und nach Osten hin breiteten sich über fünfzehn englische Meilen weit die prachtvollsten Gärten und Landgüter aus.

Wichtiger für uns ist Bazain in anderer Beziehung, indem es zwei Jahrhunderte hindurch der Mittelpunkt einer regen und erfolgreichen Missionsthätigkeit war. Die Franziskaner waren auch hier, wie überhaupt in Indien, die Ersten, welche die Bekehrung der Heiden in Angriff nahmen, und die Mission, welche sie hier gründeten, ist ohne Zweifel die blühendste und glorreichste, welche sie in Indien besaßen. Von dem Kloster zum hl. Antonius, dessen Gründung in's Jahr 1535 fällt, dehnten sie ihre Thätigkeit zunächst auf die Umgebung der Stadt aus, und fünf Stationen oder Pfarreien waren ihre ersten Erfolge. Hierauf wandten sie sich nach der Insel Salsette, auf welcher sie außer einem Kloster und einem Collegium fünfzehn Stationen errichteten. Ebenso hatten sie drei Kirchen auf der Insel Karantscha, ebensoviele auf der Insel Bombay, und zu Schaul hatten sie ein Kloster und eine Kirche. Manche dieser Posten mußten sie jedoch später, aus Mangel an Missionären, an andere religiöse Orden oder an Weltpriester abtreten.

Im Jahre 1548 kamen die Jesuiten ihnen zu Hilfe. Der hl. Franz Xaver führte selbst bei seinem dritten Besuche in Bazain die Gesellschaft daselbst ein. Wiederholt und dringend von den Franziskanern gebeten, übernahm er endlich die Leitung des dortigen Knabenseminars, und ließ zu diesem Zweck gegen Ende des Jahres 1548 P. Melchior Gonsalves als Rector mit dem Bruder Ludwig Frons als dessen Gefährten zurück. Schon im darauffolgenden Jahre wurde den Patres vom Vicekönig, Georg Cabral, eine eigene Residenz erbaut, welche im Jahre 1560 sich zu einem stattlichen Colleg umgestaltete. Auch die Jesuiten dehnten ihre Wirksamkeit auf die Umgegend Bazains aus. Sie gründeten in der unmittelbaren Nähe der Stadt für ihre Neubekehrten drei Pfarreien, von welchen die eine fast ausschließlich aus Brahminen bestand; sodann in Tanna ein Waisenhaus und eine Residenz, welche sich später zu einem Colleg emporschwang; ferner die Kolonie „Sanctissima Trinidade“, die Pfarreien Bandora, Condit, Kurla und eine Residenz auf der Insel Bombay.

Zu den Franziskanern und Jesuiten gesellten sich im Laufe der Zeit noch vier andere religiöse Orden, welche aber keinen bemerkenswerthen Einfluß auf das Missionswerk ausübten. Die Dominikaner erbauten im Jahre 1583 ein Kloster und übernahmen die Pastorirung der berühmten Wallfahrtskirche „Unserer Lieben Frau von der Hilfe“, von der schon früher einmal in diesen Blättern die Rede war [1]. — Vier Jahre später (1587) kamen die Augustiner; im Jahre 1635 die Karmeliten und

[1] Vgl. diese Monatschrift, 1875, S. 241.

schließlich, im Jahre 1685, die barmherzigen Brüder aus dem Orden des hl. Johannes von Gott, welche die Verwaltung eines Spitals übernahmen. Somit waren in Bazain sechs Klöster mit zwei Collegien, von denen das eine den Franziskanern, das andere den Jesuiten gehörte. Außerdem unterhielt und verwaltete eine Laienbruderschaft, wie sich deren in allen portugiesischen Niederlassungen befanden, eine sogenannte „Misericordia“, d. h. ein Asyl für Arme und Waisen. Die Stadt war in zwei Pfarreien getheilt, doch waren im Ganzen dreizehn große Kirchen auf diesem verhältnißmäßig kleinen Raum beisammen. Die Einwohnerzahl belief sich auf etwa 4000 Seelen, von denen nur etwa 500 noch heidnisch waren; die Umgegend Bazains war in elf Pfarreien eingetheilt, welche 14,000 Christen zählten, doch lebten dazwischen noch gegen 17,000 Heiden.

Es erübrigt jetzt nur noch, den Untergang der Stadt und die Zerstörung des blühenden Missionswerkes kurz zu berichten. Die Mahratten, welche aus einer Räuberbande sich in der Mitte des 17. Jahrhunderts zu einem mächtigen Königreiche emporgeschwungen hatten, warteten schon lange auf eine günstige Gelegenheit, um ihren Haß gegen die christliche Religion einerseits und ihr Gelüste nach den schönen portugiesischen Besitzungen andererseits zu befriedigen. Gegen Anfang des Jahres 1739 schien ihnen der günstige Zeitpunkt gekommen und mit einer Art von Wuth begannen sie das Zerstörungswerk. Es war vor Allem auf Bazain abgesehen, weil ohne den Besitz dieser Festung alle ihre Eroberungen ohne Halt und Bestand gewesen wären; doch wagten sie es nicht, ohne Weiteres diesem gefürchteten Bollwerke zu nahen; es sollte vorerst völlig isolirt und jeder Hoffnung auf Hilfe beraubt werden. Sonach wurde zuerst Salsette erobert und dabei jede Kirche und jedes Kloster zerstört; sodann bemächtigten sie sich der kleinen Forts und der unmittelbaren Umgebung Bazains, endlich am 17. Februar 1739 schlossen sie die Stadt vollständig, von der Land- wie der Seeseite, ein und begannen die Belagerung. Die kleine Schaar der Portugiesen vertheidigte sich drei Monate lang mit wahrhaft heroischem Muthe, allein zuletzt aller Lebensmittel beraubt und durch die übermenschlichen Anstrengungen völlig erschöpft, wurden sie am 16. Mai 1739 gezwungen, zu kapituliren. Unter den im Allgemeinen günstigen Bedingungen verlangte jedoch eine die Entfernung aller Portugiesen aus der Stadt sowohl als aus der ganzen Umgegend; diese Bedingung erstreckte sich auch auf die Missionäre, welche somit Bazain und Salsette verlassen mußten. Die wenigen eingebornen Priester, welche man von Goa aus in die verwaisten Pfarreien sandte, waren nicht im Stande, die Vertriebenen zu ersetzen. Vielfache Unordnungen, abergläubische Gebräuche, Unwissenheit und eine gewisse Verwilderung der Sitten traten ein und dauern theilweise fort bis auf den heutigen Tag. Außerdem verpflanzten die Mahratten eine Menge von Heiden aus anderen ihnen unterworfenen Ländern in die christlichen Gemeinden und suchten sie dadurch zum Abfalle zu bringen. Glücklicherweise dauerte die mahrattische Herrschaft nicht sehr lange; schon 1781 wurde Bazain vom englischen General Goddard erobert und im darauffolgenden Jahre fielen Bazain und Salsette durch den Frieden von Salbye definitiv in die Hände der Engländer. Die Stadt selbst wurde verlassen und verödete; von den 13 Pfarreien in der Umgegend bestehen zwar noch neun, doch ist die Bevölkerung sehr stark mit Heiden untermischt.

Wenn wir jetzt noch einen flüchtigen Blick auf die Ruinen selbst werfen, so lassen sich aus Inschriften und Grabsteinen folgende Gebäude noch identificiren: 1. die Hauptpfarrkirche, 2. die Kirche und das Kloster der Franziskaner, 3. die Kirche und das Collegium der Jesuiten, 4. die Dominikanerkirche. Die interessanteste ist wohl die Ruine des Franziskanerklosters, einmal weil es das älteste Kloster der ganzen Gegend ist, sodann aber weil dort so viele berühmte und heiligmäßige Missionäre lebten und starben. Der hl. Franz Xaver hat dieses Kloster wenigstens einmal, wenn nicht öfter besucht, wie aus seinen Briefen erhellt. Weniger bekannt dürfte sein, daß ein anderer Heiliger in Bazain geboren wurde und im hiesigen Franziskanerkloster sein Noviziat machte. Es ist dieses der hl. Gonsalo Garzia, welcher mit 5 Ordensgenossen, 3 Jesuiten und 16 japanesischen Christen am 2. Juni 1862 feierlich von Pius IX. heilig gesprochen wurde. Sein Vater war ein Portugiese, seine Mutter eine Eingeborne aus Bazain; er selbst trat als Laienbruder in das Franziskanerkloster zu Bazain ein, verlebte dort mehrere Jahre, wurde später nach den Philippinen gesendet, von wo er mit 5 Mitbrüdern nach Japan segelte und daselbst am 5. Februar 1597 einen glorreichen Märtyrertod erduldete.

Zwei wohlerhaltene Inschriften verdienen noch einer besonderen Erwähnung, welche an zwei öffentlichen Gebäuden angebracht waren. Beide beurkunden, daß der Gouverneur und der Magistrat der Stadt feierlich am 10. Mai 1631 den hl. Franz Xaver zum Patron von Bazain erwählten.

(Fortsetzung folgt.)

Ausflüge im Libanon.

Ein Brief des hochw. P. Champon S. J. an seinen Bruder. — (Fortsetzung.)

IV. Das Thal Kadischa, die Cedern, Baalbek.

Ende August kam ich in eine ganz neue Umgebung, Land und Leute sind geändert. In Eschaya gab es nur Mönche und Klostermauern, nun hat uns die Welt wieder aufgenommen, aber der Weg zu ihr zurück ist mir sauer genug geworden; denn auf der breiten Fahrstraße bin ich nicht zu ihr gekommen. Ein entschiedenerer Gegensatz zu Allem, was den Namen Weg verdient, war mir noch nie unter die Füße gekommen. Mein Reisegefährte fühlte sich stark genug, den kürzern Weg einzuschlagen; ich aber wählte einen, der zwar länger aber darum wenigstens etwas menschlicher war.

Todmüde und matt sah ich erst gegen Abend Bezun, das Ziel meiner Irrfahrt, vor mir liegen, wo ich bei meinem wackern Wirthe lebhaft die Wahrheit des Wortes fühlte: nach der Arbeit ist gut ruhen! Am folgenden Tage traf ich meinen Reisegefährten wieder, der Diman, die Residenz des maronitischen Patriarchen, besucht hatte.

Die Landschaft, eine ausgedehnte Hochebene am Fuße des Machmel, der dritthöchsten Kuppe (3052 m.) des Libanon,

ist schön, reich bevölkert und gut angebaut. So stehen wir also vor dem berühmten Machmel, dem Wunderberge, dessen Cedern mit breiten, hohen Wipfeln schon aus der Ferne herüberwinken, und unter deren kühlem Dache aus tiefem Felsenschacht das klare Wasser der Quelle Nahr Kadischa hervorsprudelt. Der Wortlaut der hl. Schrift und mehr als ein Zeugniß der Geschichte legen es nahe, in ihr jene Quelle zu sehen, deren Schönheit Salomon in seinem Lied der Lieder mit so glänzenden Farben malt, die gleichsam belebt und beseelt mit Ungestüm aus den Tiefen des Libanon hervorbricht. Woher anders sollten ihre Wasser den Namen „heiliger Fluß“ erlangt haben? Und hat nicht vielleicht gerade der Umstand, daß die hl. Schrift diese Quelle so rühmt, die Schaaren von Einsiedlern in das „heilige Thal“ gelockt, durch das ihre Wasser rastlos von Fels zu Fels dahineilen?

Kadischa, das heilige Thal, ist und bleibt das Wunder im Land der Wunder; unbeschreiblich ist die wilde, erhabene Schönheit seiner Natur, heilig sind die Erinnerungen, die sein Anblick in jeder gläubigen Brust wachruft, Erinnerungen, wie sie nur noch im Schweigen der Wüste der Thebaïs auftauchen. Droben in der Region der Cedern beginnt die Thalschlucht; sie durchschneidet die ganze Seite des Berges und erst am Strande des Meeres bei Tripoli läuft sie aus. Der Volksmund sagt, das Thal sei so tief, daß seine Sohle auf der Wölbung der Hölle aufliege, und daß eine Erdkruste von nur vier Zoll Dicke die Wasser des heiligen Flusses vom höllischen Feuer scheide. Nackt und verbrannt steigen zu beiden Seiten die Felswände empor; aber welch ein phantastisch wildes Schauspiel führt uns hier die Natur vor Augen? Tausend Formen, tausend Gestalten treten in Riesengröße aus dem todten Fels heraus und necken im Dunkel des Abends oder im Dämmerlichte des Morgens die Einbildungskraft des Wanderers, der sich in die ungeheuerliche Gestaltenwelt einer vorsündfluthlichen Riesenthierzeit versetzt wähnt. Da hängt ein Felskoloß über deinem Haupt, es graut dir. Worauf ruht er? — er scheint in der Luft zu schweben. Von oben bis unten, kreuz und quer sind die Wände zerrissen und zerklüftet, ein Spalt neben dem andern, eine Höhle öffnet neben der andern ihren schwarzen Schlund. Wie muß der Gießbach, der zur Regenzeit, zum Bergstrom angeschwollen, das Thal herniederstürzt, mit seinem Getöse selbst die starren Felsenriesen erschüttern; wie mag das Heulen des Sturmwindes sich fangen in den unzähligen Ecken und Krümmungen und Windungen der zerklüfteten Gesteinmassen!

Kanubin.

In diesem Gewirr von Höhlen, Grotten und Spalten gab es vor Zeiten keinen irgendwie bewohnbaren Winkel, der nicht das heilige Leben eines Einsiedlers gesehen hätte, Zeuge seiner Gebete und Bußübungen gewesen wäre. Hie und da fanden sich in kurzen Entfernungen von einander kleine Klöster, um jene, welche das gemeinsame Leben der einsamen Höhle vorzogen, in ihre Mauern zu vereinen. Die Mönche bauten Kirchen und Kapellen, in denen sie sich mit den Einsiedlern zum Lobe ihres Schöpfers zusammenfanden. Als verfallene Reste alter Herrlichkeit aus jener großen christlichen Zeit sieht man dort viele

Die Cedern.

Klosterruinen; ziemlich erhalten sind noch die von Mar-Jakub und von Kanubin, das früher den maronitischen Patriarchen zur Residenz diente und in welchem heute unter der Mönchskutte Pächter des Patriarchen wohnen.

Mehr nach Sonnenaufgang, unweit dem Ursprunge der heiligen Quelle, steht das Kloster Mar-Elischa, in dem sich noch ein Ueberrest gemeinsamen Lebens jener Tage in unsere Zeit hinübergerettet hat.

Welch schmerzliche Gefühle regen sich im Herzen, wenn man diese trostlose Vereinsamung, diese traurige Öde mit dem wunderbaren heiligen Leben der Vorzeit vergleicht! Viele hundert Jahre dufteten hier im heiligen Thale die lieblichsten Blumen der Gottesliebe, die schönsten Blüthen christlichen Glaubens; jetzt erzählen nur wirre Trümmer und schaurige Verwüstung von dem verschwundenen Wundergarten. In diesen Höhlen, welche einst Engel im Fleische mit ihrem gesegneten Leben geheiligt, hausen jetzt Schakale, Hyänen und Schlangen in großer Menge; selbst der Tiger soll sich zuweilen hier einfinden. Einst stiegen von jenen Höhen Gebete und Gesänge unablässig zum Himmel auf, jetzt horsten Adler und Geier dort, und wie im stolzen Bewußtsein ihrer Alleinherrschaft ziehen sie in majestätischen Kreisen darüber hin. Dieses Echo, das vordem heilige Lieder und Psalmengesänge wiederhallte, antwortet jetzt auf den durchdringenden Schrei wilder Thiere, auf den schrillen Ruf der Raubvögel. Wessen Hand hat das heilige Thal getroffen, daß sein Antlitz also mit Trauer bedeckt und von Zerstörung verunstaltet ist? Nicht die mordbrennerische Faust der Söhne des Propheten hat es gethan, sondern das Schisma und die Häresie tragen die Schuld an dem Zerstörungswerke. Hier hauste der Sectengeist mit seiner alles Leben zersetzenden Kraft; hier fraß sich seine sittliche Verkommenheit ein, die nicht höher steht als die Versumpfung des Islams; denn im Grunde sind beide doch derselben Mutter Kind.

Doch wir wollen das heilige Thal nicht mit Trauergedanken im Gemüthe verlassen; fort mit dem Schwermuth, komme mit mir in die Grotte der hl. Marina; ihre Geschichte kennst du aus dem Leben der Heiligen. In ihrer Höhle, welche später in eine Kirche umgewandelt wurde, findest du als Erinnerung an sie nur noch ein altes Gemälde, das in der Ausführung freilich mehr als mittelmäßig, in der Auffassung aber wahrhaft künstlerisch ist. Die Heilige ist dargestellt, wie sie einem kleinen Kinde eine Schale voll Milch reicht. Unter dem schimpflichen Gewande eines zur ewigen Buße verurtheilten Mönches strahlt ihr Antlitz von einer Heiterkeit und einer Reinheit, die übermenschlich ist; das kleine Kind aber schaut sie an mit einer Miene und mit einem Blick, der den Engeln zu gehören scheint.

Was sich der Volksmund vom heiligen Thal erzählt, stimmt vollkommen mit der Geschichte überein. Beide melden, seit dem dritten Jahrhundert sei die ganze Gegend christlich gewesen, ihre Schluchten und Thalgründe aber seien seit jener Zeit von Einsiedlern bevölkert. Schon damals vereinigte ein Band gegenseitiger Gastfreundschaft und Bruderliebe die Bewohner der Bergeseinsamkeit im Libanon mit den Vätern im sonnenverbrannten Wüstensande Ägyptens.

Kanubin, das coenobium, das Kloster der Klöster, ward von Kaiser Theodosius gegründet oder wenigstens wieder hergestellt, Saladin kehrte hier ein. Entzückt über die gastliche und freundliche Aufnahme, stellte er das Kloster unter seinen besondern Schutz und bedachte es mit reichlichen Privilegien. Das religiöse Leben im Thale Kadischa blieb rein und ungetrübt bis in's 12. oder 14. Jahrhundert hinein. Da kamen Mönche, die unter ihrer Kutte den Ansteckungsstoff der Irrlehre eines Eutyches und Nestorius bargen, an die Stätte des Friedens. Seit jenen Tagen lagerten sich die Schatten des Todes dort, wo ehemals so freudig das Licht des wahren Glaubens glänzte. Nur von zwei heiligen Männern, die noch in neuerer Zeit im heiligen Thale als Einsiedler ihre Tage verbracht haben sollen, erzählt man rings im Lande. Der Eine, ein Franzose, lebte dort im achtzehnten Jahrhundert. Nach ihm bezog ein Kapuziner ein einsames Felsenhaus, um dort das Leben der alten Väter der Wüste zu erneuern. Die Namen dieses letzten Erben eines Antonius und Pachomius nennt man im Volke nicht mehr. Die Stätte, wo ihre Gebeine ruhen, ist dort unbekannt; wir aber wissen wenigstens, wie der französische Einsiedler geheißen, und wo sein Grab zu finden: er war ein provençalischer Edelmann, ein Herr von Chasteuil, ausgezeichnet durch seine Kenntniß der orientalischen Sprachen.

Vier volle Tage haben wir zwischen den Felsen des heiligen Thales zugebracht, indem uns die Residenz des Patriarchen, ein altes ausgedehntes Gebäude an der Südseite des Thales, gastliche Herberge bot. In diesen altersgrauen Mauern haben wir schöne Tage verlebt, denn wir fanden dort alte, liebe Schüler von Ghasir, die sich eine Herzensangelegenheit und Gewissenspflicht daraus gemacht hatten, herbeizueilen, um uns die Hand zu küssen und sich als Wegweiser für unsere Ausflüge in die Felsen- und Höhlenlabyrinthe anzubieten. Unter andern prächtigen Ruinen fanden wir beim Klettern und Steigen in den Felsen herum eine Anzahl phönizischer Felsengräber gleich denen von Dschebail und Saida.

Ebenso freudig als man uns aufgenommen, ebenso ungern sah man uns scheiden; aber länger als vier Tage konnten wir dem Thale von Kadischa und seinen lieben Bewohnern nicht schenken. Es galt, zu den Cedern hinaufzusteigen. Aus unsern frühern Schülern, manchen ihrer Angehörigen und andern guten Freunden bildete sich eine beträchtliche Reisegesellschaft, die uns hinauf begleitete. Ihre Stimmung war eine äußerst heitere, die Unterhaltung stets lebhaft und munter. Das wundert dich vielleicht, weil du gewohnt bist, dir den Orientalen als Vorbild gravitätischer Ruhe, schweigsamen Ernstes zu denken; so ist er freilich, wenn er mit Fremden zu thun hat, aber unter Brüdern und Freunden geht auch ihm das Herz auf, da wirft er alles Ceremoniell ab, scherzt und lacht wie andere Sterbliche. Auch ich mußte, um keine Ausnahme zu machen, das eine oder andere Geschichtlein, das sich an den lachlustigen Ufern der Garonne zugetragen, zum Besten geben.

So lachten und plauderten wir, neckten und scherzten um die Wette, arabisch und französisch, bis die Cedern in Sicht kamen. Bald erreichten wir jenes Stück Erde, das die Sprache des Himmels und der Menschen, die heilige Schrift und die zahlreichen Reisenden für alle Zeiten mit dem allgewaltigen Zauber der Poesie umwoben und unsterblich machten. Von Weitem erscheinen die Cedern zwischen den ausgebrannten Felsen und den weißlichen Sandflächen des Machmel wie unscheinbares, dunkelgrünes Strauchwerk. Aber wenn man in ihren Schatten eintritt, so vergrößert sich der Anblick, und unwillkürlich fühlt man sich von einem sonderbaren Gefühl heiliger Scheu beschlichen. Man glaubt in einem ungeheuren Walde zu sein, und doch sind es nur einige Morgen Landes, auf denen einige

hundert Bäume stehen. Die Täuschung hat ihren Grund in der Beschaffenheit des Bodens, der, weil er wellenförmig auf- und niedersteigt, denjenigen, der zum ersten Male zu den Cedern hinantritt, verleitet, diese wechselnde Gestaltung von Höhe und Tiefe sich weit fortgesetzt zu denken, und hinter dem letzten Hügel, den er sieht, neue Einsenkungen zu vermuthen. Es ist durchaus wahr, was man von der Dicke, der Höhe und besonders von dem Alter der Cedern erzählt. Freilich ist man oft versucht, die hierauf bezüglichen Berichte für märchenhaft zu halten; aber selbst die strengste Wissenschaft kann keine Einsprache gegen die Behauptung erheben, daß mehrere dieser Riesen schon zur Zeit Davids und Salomons frisch und grün in's Land hinabgeschaut haben.

Unter einem breitästigen Cederndach, das wie ein gewaltiger Sonnenschirm sich über uns wölbte, feierten wir ein fröhliches Familienfest. Freunde aus Ehden und der Nachbarschaft hatten vorher einen Wink erhalten und waren in Folge dessen hierhergekommen. Ein Rehbock wurde geschossen, und dein Bruder improvisirte zwischen zwei Steinen einen Herd, steckte ein mächtiges Stück Rehfleisch an einen ebenfalls improvisirten hölzernen Bratspieß. So groß auch sonst die Abneigung der Araber sein mag gegen Alles, was europäischem Fortschritte gleich sieht, dießmal konnten sie der europäischen Geschicklichkeit und meinen bisher unbekannten kulinarischen Erfolgen ihre Anerkennung nicht versagen.

Der folgende Morgen sah uns auf dem Wege nach Baalbek. Auf der kaiserlichen Straße von Tripoli nach Damaskus durch die Thäler und über die Pässe des Machmel folgte eine gefährliche Stelle auf die andere; jetzt ging's an jähen Abgründen vorbei und dann durch gewaltige Gießbäche. Hätten die Maulthiere nicht so feste Sehnen, so sichere Hufe, einen so schwindelfreien Blick, so dürfte ich schwerlich mit heiler Haut und gesunden Gliedern allen Fährnissen entkommen sein. Dank den guten Thieren fanden wir uns am Abende, wenn auch unbarmherzig gerüttelt und geschüttelt, doch wohlbehalten vor dem Hause der Schulschwestern zu Baalbek.

Die Ruinen von Baalbek stehen unter den Denkmälern alter Baukunst da, wie die Cedern des Libanon unter den Wundern der Natur; sie sind für die Geschichte der Architektur das, was für die Annalen des Mönchslebens das Thal von Kadischa ist, denn diese kolossalen Überreste, welche Baalbek und Palmyra von ihrer einstigen Größe hinterlassen haben, finden auf Erden kaum ihres Gleichen. Was Europa an Ruinen aufweist, was selbst Rom dem erstaunten Blicke des Fremden zeigt, sind in gewisser Beziehung Kleinigkeiten diesen Zeugen der Vergangenheit gegenüber. Zwei volle Tage habe ich gebraucht, sie zu durchwandern und mit Muße zu beschauen. Was dir die Reisebücher erzählen von der gewaltigen Menge und unglaublichen Größe der Blöcke, sowie von der erstaunlichen Feinheit und Zierlichkeit der Skulpturarbeiten, mit welchen der Steinmetz vor vielen Jahrhunderten den rohen Felsen bezwungen und belebt, ist nicht übertrieben, und der überraschende Eindruck beim Anblick, wie diese zwei Gegensätze, Größe und Zierlichkeit, sich hier vereint finden, ist in Wahrheit groß. Wer sollte nicht diese, in jeder Ausdehnung riesenhaften Verhältnisse bewundern, wenn er daneben die gewissenhaftigste Genauigkeit in der künstlerischen Ausführung alles Einzelnen, bis in das zwerghaft Kleine und Winzige, wahrnimmt! Darum hat denn auch die arabische Poesie von diesen Ruinen schon längst gesungen, sie seien nicht Reste von Werken der Menschen, sondern Geisterhände hätten diese Säulen von ungeheurer Höhe behauen und aufgerichtet; nur übernatürliche Kräfte mächtiger Geister hätten die Blöcke von zwanzig Meter Länge mit entsprechender Breite und Dicke zur Stelle zu schaffen vermocht. Wirklich scheinen Menschenarme und Menschenkunst nicht im Stande zu sein, solche Massen zu solcher Höhe aufzuthürmen, und ohne Kalk oder irgend welches Bindemittel so ebenmäßig und gerade wie nach der Schnur gemessen neben und übereinander zu legen. Selbst die Dampfkraft und die Maschinen der Neuzeit hätten Schwierigkeit, solche Blöcke nur vom Erdboden aufzuheben [1].

Und trotz aller Großartigkeit, die für den ersten Augenblick wahrhaft überwältigend wirkt, bleibt das Herz doch kalt. Diese Trümmerhaufen erzählen von Arbeiten ohne Ende, von unberechenbarem Aufwand an Geld und Menschenkraft, aber vergebens sucht die Seele nach einem wahren höheren Gedanken, der jetzt noch aus den Ruinen zum Herzen spräche; der göttliche Hauch fehlt. Mein Gefährte sprach mir ganz aus der Seele heraus, als er bemerkte: „Nein, nein, da bietet doch eine verfallene gothische Dorfkirche mehr Ideen, mehr Poesie, als dieser großartige Trümmerhaufe eines vollendeten Meisterwerkes der heidnischen Kunst.

Von Baalbek nach Zahleh und von dort nach Beyrut sind nur zwei Tagreisen; am 12. August waren wir von Ghasir abgereist, Ende September trafen wir in Beyrut ein und beendigten damit den ersten Ausflug, den ich dir beschreiben wollte; der zweite führt uns in den Süden des Gebirges.

Anmerkung des Herausgebers. Seit der Abfassung des Briefes hat in der Mission von Syrien eine bedeutende Änderung stattgefunden, durch deren Erwähnung wir die vorstehende Erzählung nicht unterbrechen wollten. P. Champon erwähnt in seinem Briefe häufig des Seminars von Ghasir, an welchem er selbst damals als Lehrer thätig war. Seither ist jedoch jenes Seminar aufgehoben oder vielmehr nach Beyrut verlegt worden, und es mag daher an der Stelle sein, hier einige Worte sowohl über die aufgehobene Anstalt von Ghasir, als über die neue von Beyrut anzufügen.

Als die Jesuiten im Jahre 1831 ihre Mission in Syrien eröffneten, erbot sich der damalige maronitische Patriarch, Msgr. Joseph Habaisch, ihnen das Colleg von Antura zu übergeben, welches ehemals vom Scheich Abu Naufel Ghasen „auf ewige Zeiten", wie es in der Urkunde heißt, für die Jesuiten gegründet, aber nach der Aufhebung der Gesellschaft den Lazaristen übertragen worden war. Natürlich konnten sie auf dieses Anerbieten nicht eingehen; sie beschlossen dagegen, dem Wunsche der Propaganda entsprechend, die Gründung eines Seminars, in welchem sie Kleriker heranzubilden gedachten, für alle im Oriente existirenden Riten, die mit der römischen Kirche in

---

[1] Wir maßen selbst einige dieser Steine, die etwa 6 m. hoch über dem Boden lagen. Einer hatte eine Länge von 6 m. bei einer Höhe von $2\frac{1}{2}$ m. und einer Breite von 2 m.; ein zweiter eine Länge von 10 m. bei einer Höhe von 4 m. und einer Breite von 3 m.; ein dritter aber sogar eine Länge von 21 m. bei einer Höhe von 4 m. und einer Breite von 6 m. Der Steinbruch, aus dem diese Kolosse stammen, liegt etwa ein halbes Stündchen entfernt. Wie viele Sklaven mögen beim Transport dieser Blöcke ihr Leben eingebüßt haben? R. C.

Verbindung ſtehen. Es war dieſes keine leichte Aufgabe, und während der erſten Jahre ihres Aufenthaltes hatten die PP. Planchet, Ryllo, Riccadonna und Estève, welche damals den ganzen Beſtand der Miſſion ausmachten, der Arbeit viel zu viel, als daß ſie ſchon unmittelbar das Seminar hätten eröffnen können. Erſt im Jahre 1844 konnten ſie dieſer Aufgabe näher treten, als ſich die Zahl der Miſſionäre vermehrt und der St. Franziskus-Xaverius-Verein ihnen eine bedeutende Unterſtützung zugeſagt hatte. So wurde denn im Laufe des folgenden Jahres in Ghaſir ein geräumiges Haus, welches ehemals einem Emir Schehab gehört hatte, angekauft und ſo gut es ging dem neuen Zweck angepaßt. Am Feſte des hl. Joſeph, des erwählten Schutzpatrons der neuen Anſtalt, fand die Eröffnung ſtatt. „Schon bald," ſchreibt P. Abougit S. J. [1], „waren der maronitiſche, griechiſche, ſyriſche, chaldäiſche und ſelbſt der lateiniſche Ritus durch eine verhältnißmäßig große Anzahl Zöglinge vertreten, welche, alle vom beſten Geiſte beſeelt, eine große Gelehrigkeit mit gleich großem Fleiße verbanden. Die vornehmen Familien des Landes zeigten ſich vor Allem bemüht, die zur Ausbildung ihrer Söhne gebotene Gelegenheit zu benützen; die größere Hälfte der maronitiſchen Seminariſten beſtand aus Scheichs, d. h. Söhnen der vier erſten Familien des Landes, der Ghaſen, Habaiſch, Dahdah und Khuri; der maronitiſche und der melchitiſche Patriarch, die Biſchöfe von Baalbek und von Saida hatten je einen ihrer Neffen geſchickt." Im Laufe der Jahre entwickelte ſich dieſe Anſtalt immer mehr und gab den orientaliſchen Kirchen mehrere ſehr tüchtige Biſchöfe (der jetzige maronitiſche Biſchof von Beyrut, Mſgr. Joſeph Debs, und der jetzige melchitiſche Biſchof von Baalbek, Mſgr. Baſilius Naſſer, ſind Zöglinge von Ghaſir) und viele tüchtige Prieſter.

St. Joſephs-Colleg in Beyrut (Südſeite).

Einen großen Einfluß übte das neue Seminar namentlich dadurch, daß die in ihm gebildeten Prieſter, wie die lateiniſchen, den Cölibat beobachteten, während bisher der weitaus größte Theil der Weltgeiſtlichen bei den Maroniten ſowohl als bei den andern orientaliſchen Riten verheirathet geweſen war; das Beiſpiel der Ghaſirer Zöglinge aber bewirkte, daß ein großer Theil der in den einheimiſchen Seminarien gebildeten Kleriker ſich zur Übernahme des Cölibates verſtand.

Leider war die Zahl der Seminariſten von Ghaſir ſtets eine ſehr beſchränkte, indem nie mehr als 80 aufgenommen werden konnten. Einestheils erlaubten die Räumlichkeiten nicht, dieſe Zahl zu vermehren, obgleich das ehemalige Haus des Emir durch Anbauten bedeutend erweitert wurde [1], anderentheils wurde eine ſolche Vermehrung verboten durch die geringen zur Dispoſition ſtehenden Mittel. Die Seminariſten nämlich bezahlten durchaus keine Penſion, weder für den Unterhalt, noch für den Unterricht, und ſelbſt die Kleidung mußte einem großen Theile von der Anſtalt geliefert werden. So war alſo das Seminar durchaus abhängig von den ihm aus Europa zufließenden Almoſen, und es erklärt ſich, daß ſowohl das Revolutionsjahr 1848 als die Kriegsjahre 1870—71 nothwendig eine Verminderung der Zöglinge zur Folge hatten; im Herbſt 1871 allein mußten 25 Zöglinge entlaſſen werden.

[1] Annales de la propagation de la foi. XXIV, p. 473.

[1] Eine Anſicht des Seminars von Ghaſir vgl. in dieſer Zeitſchrift, 1875, S. 164.

Von Anfang an war man daher auch bemüht gewesen, die Anstalt in dieser Beziehung unabhängiger zu stellen, und man hatte geglaubt, diesen Zweck dadurch zu erreichen, daß man mit dem Seminar ein Collegium verband. Denn obgleich die Pension, den Verhältnissen des Landes Rechnung tragend, möglichst niedrig gegriffen war — sie betrug kaum 300 *M.* —, so konnte man doch hoffen, das Seminar in etwa zu erleichtern. Dieses Colleg wurde somit im Herbst 1849 eröffnet und insofern mit dem Seminar vereinigt, daß die Leitung sowie der größere Theil des Unterrichtes in den untern Klassen für beide gemeinsam waren.

Auch diese Anstalt nahm zwar einen guten Aufschwung, indem sowohl die reichen maronitischen Familien, als auch die in Syrien ansäßigen Europäer ihr um die Wette ihre Söhne anvertrauten; allein so günstig die Lage von Ghasir für ein Seminar ist, so ungünstig ist sie für ein Colleg. Ghasir liegt nämlich etwa 7 Stunden nordöstlich von Beyrut ziemlich hoch am Abhange eines Berges; die Entfernung ist allerdings an sich nicht sehr bedeutend, aber bei dem völligen Mangel an irgendwie praktikablen Wegen in Syrien war sie doch ein großes Hinderniß, das manche Eltern abhielt, ihre Kinder dorthin zu senden, und sie veranlaßte, dieselben eher in das in Beyrut gegründete protestantische Colleg zu schicken. Die ärmeren katholischen Kinder aber, welche die zwar sehr mäßige Pension in Ghasir nicht bezahlen konnten, waren für ihre Ausbildung fast ausschließlich auf die protestantische Anstalt angewiesen. Namentlich dieser letzte Umstand bewog die Missionäre, die Gründung eines katholischen Collegs in Beyrut selbst ernstlich

St. Josephs-Colleg in Beyrut (Nordseite).

in's Auge zu fassen. Beyrut ist in den letzten 30 Jahren aus einem unbedeutenden Städtchen zu einem großen Handelsplatz von etwa 100,000 Einwohnern und zum besuchtesten Hafen der ganzen syrischen Küste herangewachsen. Zahlreiche katholische Familien aus dem Süden Frankreichs, aus Italien und Österreich haben sich hier niedergelassen, und theils die Handelsinteressen, theils die größere Sicherheit, welche Beyrut, als beinahe ganz christliche Stadt, bei dem manchmal auflodernden muhammedanischen Fanatismus den Christen zu bieten scheint, haben sehr viele maronitische und griechisch-unirte Familien aus dem Gebirge sowohl als aus Damaskus nach Beyrut gezogen. Daher zählt die Stadt gegenwärtig eine sehr große Anzahl katholischer Kinder, für welche die Gründung eines Collegs eine Nothwendigkeit schien. Zu verschiedenen Malen hatte auch die Propaganda schon die Missionäre auf dieses Bedürfniß hingewiesen, und weil die Mission nicht die nöthigen Kräfte besaß, um neben ihren andern Arbeiten zwei vollständige Collegien zu übernehmen, wurde beschlossen, das Seminar und Colleg von Ghasir nach Beyrut zu übertragen, sobald die nothwendigen Mittel beschafft seien.

Das protestantische Colleg in Beyrut, das sich selbst Universität titulirt, obgleich darin außer dem Englischen und Arabischen nur ein bischen Physik und noch weniger Medicin docirt wird, ist von Amerikanern gegründet worden und wird von diesen unterhalten. Dieser Umstand brachte die Missionäre auf den Gedanken, ob nicht auch wohl die amerikanischen Katholiken

die Mittel zu einem katholischen Colleg gewähren wollten. Der Obere der Mission begab sich selbst nach Amerika und seine Hoffnung wurde nicht getäuscht. Die Gaben flossen in so reicher Fülle, daß er unbedenklich den Bau des neuen Hauses in Angriff nehmen konnte. Im Frühjahr 1873 wurde der erste Stein gelegt und im Herbst 1875 konnten die Seminaristen und Zöglinge von Ghasir das neue St. Josephs-Colleg beziehen. Nach dem Plane und unter der Leitung eines der Missionäre ausgeführt, ist dasselbe eines der schönsten und großartigsten Gebäude der Stadt. Die Hauptfaçade hat eine Länge von 103 m., die beiden Seitenflügel eine solche von 75 m.; die Kirche, welche in der Mitte zwischen den beiden Flügeln an das Hauptgebäude sich anlehnt, hat eine Länge von 50, eine Breite von 20 und eine Höhe von 17 m.

Indessen glaubten die Missionäre sich nicht mit einer bloßen Übertragung der Schulen von Ghasir begnügen zu dürfen; sie wollten zugleich die Anstalt zu einer wirklichen Universität erweitern, an welcher die Zöglinge vom ersten Unterricht im Latein angefangen bis zu den verschiedensten Berufsarbeiten ihre volle Ausbildung erhalten könnten. Das Programm des St. Josephs-Colleg umfaßt deßhalb sowohl die vollständigen Klassen eines Gymnasiums und denselben parallel diejenigen einer Handels- und Realschule, als auch einen vollständigen philosophischen, naturwissenschaftlichen und theologischen Curs, sowie die Anfänge einer juristischen Facultät.

Eine besondere Schwierigkeit entsteht für die Anstalt dadurch, daß die Schüler so vielen verschiedenen Nationalitäten angehören; es dürfte wohl kaum eine europäische Anstalt zu finden sein, an welcher so viele Sprachen gesprochen und gelehrt werden. Das Französische und Arabische bilden für Gymnasium und Realschule die Unterrichtssprachen; dann aber werden, außer dem Lateinischen und Griechischen in den Gymnasialklassen, dem Englischen und Türkischen in der Realschule, auch noch als freie Gegenstände: Neugriechisch, Deutsch und Italienisch, und im Seminar Hebräisch sowie die verschiedenen liturgischen Sprachen: Syrisch, Chaldäisch, Armenisch und Koptisch, gelehrt. An den Gymnasialcurs schließt sich ein zweijähriges Studium der Philosophie und der mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächer an; nach der Absolvirung der Philosophie beginnen die Seminaristen ihren vierjährigen theologischen Curs. Seit dem Herbste 1876 ist auch bereits eine juristische Facultät eröffnet, und eine medicinische soll später mit dem St. Josephs-Colleg in eine engere oder losere Verbindung treten.

Die Schülerzahl ist schon jetzt eine sehr bedeutende; und unter den 3—400 Schülern befinden sich auch Schismatiker und sogar einige Muhammedaner; es ist daher zu hoffen, daß diese Anstalt nicht nur die katholische Jugend in ihrem Glauben erhalten, sondern auch der Kirche neue Söhne gewinnen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Die katholische Kirche auf Neu-Seeland.

(Fortsetzung.)

7. Die Entwicklung der katholischen Mission bis zur Gründung der Bisthümer Auckland und Wellington.

Das so glücklich begonnene Werk nahm in den folgenden Jahren einen ebenso glücklichen Fortgang; selbst die innern Kriege, welche von 1844—46 die Nordinsel verheerten, thaten ihm keinen Eintrag, sondern zeigten vielmehr, wie große Achtung sich die katholischen Missionäre sowohl bei den Eingeborenen als auch bei den englischen Behörden erworben hatten. Der Maorikrieg von 1844 steht mit der Missionsgeschichte Neu-Seelands in zu enger Verbindung, als daß wir ihn hier übergehen könnten.

Im Februar 1840 hatten 58 Häuptlinge der Nordinsel zu Waitangi einen Vertrag unterschrieben, in welchem sie alle ihre Souveränetätsrechte an die Krone Englands übertrugen. Auf diesen Vertrag gestützt dehnten die englischen Kolonisten ihre Besitzungen immer weiter aus und verdrängten die Eingeborenen von dem angestammten Boden. Bereits gleich Anfangs hatten die protestantischen Sendboten in dieser Beziehung schlechtes Beispiel gegeben, indem sie ganz ungeheuere Landstrecken theils für ihre Missionsgesellschaften, theils für sich selbst als persönliches Eigenthum in Besitz nahmen. „Mit bekehrenden Decken und Tabakschenkungen," sagt uns ein protestantischer Reisender, „hatten die 13 conföderirten Spitzen der (hochkirchlichen) Mission 300,000 Acres Landes erworben," d. h. einen Gütercompler gleich dem ganzen hohenzollern'schen Gebiet. Unter den Vielen aber, die bis zum Jahre 1841 Ansprüche auf Land erhoben, befanden sich die protestantischen Sendboten J. Matthews mit 2503 Acres, R. Matthews mit 3000 Acres, Davis mit 6000 Acres, T. Aitkans mit 7670 Acres, King mit 10,300 Acres, Shepherd mit 11,860 Acres, Kemp mit 18,000 Acres, Clarke mit 19,000 Acres, Fairburn mit 20,000 Acres, Williams zuerst mit 11,000, dann mit 22,000 Acres. Der Reverend A. Taylor, der ein Buch voller Salbung über die protestantische Mission von Neu-Seeland geschrieben hat, war im Jahre 1838 nach Neu-Seeland gekommen und erhob bald Anspruch auf 50,000 Acres (etwa ein Gebiet, wie das ganze Fürstenthum Reuß ältere Linie). Bidwill behauptet sogar, mehrere Sendboten hätten Landstriche bis zu sechsmalhunderttausend Acres beansprucht. Alle diese „Käufe" waren natürlich bloß gegen Kleinigkeiten gemacht worden; einige Glasperlen, Decken, eine Muskete, etwas Pulver und Kugeln genügten, um Landstriche zu erwerben, die nach Meilen gemessen wurden[1]. Dieses Beispiel der protestantischen, der hochkirchlichen sowohl als der methodistischen, Sendboten wurde von den Kolonisten nur gar zu gut nachgeahmt, und es ist daher nicht zu verwundern, wenn die Eingeborenen sich bald um ihren ganzen Besitz, man darf wohl sagen, betrogen sahen. Als sie nun darüber Klage erhoben, wurden sie auf den Vertrag von

[1] Die Belege für vorstehende Angaben bei Marshall, Die christlichen Missionen. II. S. 114—122. Übrigens ist es fast unnöthig, Belege für den Landwucher der protestantischen Sendboten Neu-Seelands anzugeben, da derselbe ja zu wiederholten Malen im englischen Unterhause zur Sprache kam und allgemein zugestanden wurde. In dem offiziellen 18. Report der Directoren der Neu-Seeland-Compagnie wurde von ihnen gesprochen als von Männern, die nicht einmal wagen dürften, ihr Verhalten zu vertheidigen, und die alle gegen sie gebrauchten Ausdrücke in sehr geschmeidiger Weise anzunehmen pflegten.

Waitangi verwiesen; allein die Häuptlinge erklärten, es sei nie ihre Absicht gewesen, den Fremdlingen so ausgedehnte Rechte auf ihr Land zu geben, und wenn dergleichen in jenem Vertrage stünde, so habe man sie betrügerischer Weise unterschreiben lassen, was sie nicht verstanden hätten.

Diese Einrede nutzte jedoch nichts, die Lage der Dinge blieb die nämliche und die Eingeborenen beschlossen, zur Selbsthilfe zu greifen. Es waren hauptsächlich die protestantisch gewordenen Stämme, bei denen die Unzufriedenheit sich am lautesten äußerte, und gerade im Mittelpunkt der protestantischen Mission, zu Waimate, wo der oben angeführte Williams ein herrliches Gut besaß, brach der Aufstand los. An der Spitze der Aufrührer stand Johannes Heki, ein von den protestantischen Missionären getaufter und erzogener Häuptling; es war derselbe ein Verwandter Hongi's, des neuseeländischen Napoleon, von dessen Verhältniß zur protestantischen Mission wir früher gesprochen haben [1]. Dieser suchte auch die katholischen Stämme in die Verschwörung zu ziehen; aber vergebens, denn die Katholiken hatten sich nicht in gleicher Weise zu beklagen und hörten auf die Worte ihrer Missionäre, welche sie zur Ruhe mahnten. Nur Einzelne, meistens Verwandte Heki's oder anderer protestantischer Häuptlinge, ließen sich verleiten, an dem projektirten Aufstande theilzunehmen. Msgr. Pompallier machte dagegen einen Versuch, Heki von seinem Vorhaben eines gewaltsamen Aufstandes abzubringen. Nur mit dem Ansehen bewaffnet, das ihm die bischöfliche Würde verlieh, begab er sich zu den feindlichen Häuptlingen, die, obwohl alle Protestanten oder Heiden, ihn zwar mit hoher Achtung und Ehrfurcht empfingen, aber auf seine Vorstellungen, einen friedlichen Weg zur Abhilfe der bestehenden Übelstände einzuschlagen, durchaus nicht eingehen wollten [2]. Der Bischof eilte daher zu den Stämmen an der Ost- und Südküste, um wenigstens diese von jeder Theilnahme an den Gewaltsamkeiten abzuhalten, und hier hatte er bessern Erfolg.

Unterdessen begannen die Feindseligkeiten im Norden der Insel; Heki riß zu wiederholten Malen in Kororarika die englische Flagge herunter und errang in einzelnen Scharmützeln einige Vortheile über die Kolonisten. Er lud nun selbst den Bischof zu einer Unterredung ein; wahrscheinlich hoffte er, durch dessen Anwesenheit in seinem Lager seiner Sache ein größeres Ansehen zu verleihen und die noch immer ruhigen katholischen Stämme zu gewinnen. Allein Msgr. Pompallier sah wohl ein, daß seine persönliche Anwesenheit unter den Aufrührern zu nichts nutzen würde; daher nahm er die Einladung nicht an, richtete aber einen Brief an Heki, um ihn noch einmal zum Frieden zu ermahnen.

„Du sollst wissen," schreibt er unter Anderem, „daß meine Worte nicht die eines Häuptlings sind, der über die Dinge dieser Welt zu gebieten hat, und sei überzeugt, daß sie auch keine List verbergen. Ja, Johannes Heki, ich liebe alle Neu-Seeländer, sowohl jene, die sich blindlings in den Protestantismus haben hineinlocken lassen, als diejenigen, die noch zu keiner Religion sich gewendet haben. Ich liebe aber auch alle Fremden, und es ist mein innigster Wunsch, daß sie ein rechtschaffenes Leben führen, und daß alle Bewohner dieser Insel glücklich seien. Deßhalb erfüllt tiefe Traurigkeit mein Herz beim Anblick des Samens der Zwietracht und des Krieges, der auf Neu-Seeland wächst. Kaum hier angekommen, habe ich erfahren, daß Du zu Kororarika die englische Flagge herabgerissen hast, und siehe, jetzt wird vermuthlich die Luft voll Feuer sein (d. h. der Krieg wird entbrennen) und die Maoris werden unterliegen.

Siehe, ich verhehle meine Gedanken nicht gern; ich sage Dir daher: Ihr seid nicht mächtig genug, um den Engländern zu widerstehen, die tausende von Soldaten jenseits der Meere haben. Das Pulver wird Euch bald ausgehen und zudem sind ja nicht alle neuseeländischen Häuptlinge in Herz und Hand vereinigt. Deßwegen suche ich irgend ein Mittel, euch zu retten; das Beste wäre vielleicht, eine Bittschrift an die Verwaltung der Kolonien und an die Königin von England zu senden, um Eure Rechte auf das Land geltend zu machen. . . . . .

Wäre ich ein Engländer, oder hätte ich Euch ehemals angerathen, die Herrschaft Eurer Insel an die Fremden abzutreten, so könnte Dein Herz mit Recht an der Güte meines Rathes zweifeln. Nun ist es aber gerade das Gegentheil: ich bin von einer andern Nation, und ich habe Euch nie aufgefordert, Euch einer fremden Macht zu unterwerfen, weder den Engländern, noch den Franzosen, noch den Amerikanern. Das ist meines Berufes nicht; ich bin nicht gekommen, im Namen eines Königs der Erde die Angelegenheiten dieser vergänglichen Welt unter den Häuptlingen in Ordnung zu bringen; ich bin gesandt worden durch den Fürsten der Bischöfe der Mutterkirche, um ganz allein an dem Heile der Seelen zu arbeiten. Auch waren dieses meine Worte in der Versammlung zu Waitangi: ‚Eure Landesherrschaft ist Eure Sache; darin habe ich nichts zu thun; wollt Ihr Eure Rechte an eine fremde Nation abtreten, oder wollt Ihr sie behalten, so geht das Euch an. Was mich anbelangt, so bin ich bereit, an dem Heile Eurer Seelen zu arbeiten, ob Ihr die Herrschaft der Engländer anerkennt, oder die Unabhängigkeit Eurer Nation festhaltet. Euch gehören die Sorgen dieses zeitlichen Lebens, mir aber jene des Himmels, den ich Euch verschaffen soll.'

Johannes Heki, erwäge wohl, daß mein Aufenthalt auf Neu-Seeland ein Beweis ist, wie sehr ich Euch alle liebe, Eure Kinder und Eure Nachkommen. Meine Priester, meine Katecheten und ich werden unaufhörlich beten, daß diese Wolken, die jetzt den Himmel verfinstern, sich wieder zerstreuen. . . . Endlich wiederhole ich, was ich Dir schon gesagt habe: ‚Thue Einspruch, bevor Du den Krieg anfängst.' Wort und Schrift sind besser, als das blutige Schwert." [1]

Heki war nicht der letzteren Ansicht, und die schriftliche Abmahnung des Prälaten hatte keinen bessern Erfolg, als die mündlichen gehabt hatten. Die Aufrührer rückten somit gegen Kororarika, den Hauptsitz der Kolonisten an der Westküste; zwei Forts beschützten die Stadt, im Hafen lagen zwei Kriegscorvetten, die Besatzung der Stadt betrug an Soldaten, Milizen und Matrosen nur 250 Mann, aber der Angreifer waren auch nur 4—500. Am 11. März 1845 führte Heki seine Schaar zum Angriff vor und nach fünfstündigem Kampf war er Sieger. Die Maori drangen in die Stadt ein, die Einwohner flüchteten auf die beiden Schiffe, was sich nicht retten konnte, wurde niedergemacht. Darauf begann die Plünderung und dann wurde die Stadt eingeäschert und dem Boden gleich gemacht. Nur die katholische Kirche und das katholische Missionshaus blieben auf Heki's Befehl unberührt, und auch diejenigen wurden verschont, die sich dorthin geflüchtet hatten. Ja, weil die Wilden fürchteten, das Missionshaus könne Schaden leiden, wurden auch die fünfzehn um dasselbe herumliegenden englischen Privathäuser verschont [2]. Wahrlich ein sprechender Beweis von der allgemeinen Achtung, welche die katholischen Missionäre genossen!

---

[1] Vgl. oben S. 33.

[2] E. Michelis, Die Völker der Südsee, S. 470.

[1] Annales de la propagation de la foi. XVIII. p. 178. Bei E. Michelis a. a. O. S. 471.

[2] Annales de la propagation de la foi. XVIII. p. 176. XXXII. p. 310.

Nachdem die Kolonie an der Inselbai vernichtet war, wendete sich Heki gegen Auckland an der Westküste, den Sitz der englischen Regierungsbehörde, um dieser aufblühenden Stadt ein gleiches Schicksal zu bereiten. Sein Heer war in Folge der ersten glücklichen Kämpfe auf 6000 Mann angeschwollen. Vergebens erklärte der Gouverneur den Anführer Heki als Rebellen, vergebens setzte er einen Preis von 100 Pfund Sterling auf dessen Kopf; Heki antwortete, indem er einen Preis von 1000 Pfund auf den Kopf des Gouverneurs setzte. Die Einwohner waren in der größten Angst und schleppten ihre Kostbarkeiten in die Kirchen, in der Hoffnung, diese würden, wie die katholische Mission von Kororarika, verschont bleiben. Unter diesen Umständen hätte der Gouverneur Fitz-Roy sehr gern den katholischen Bischof in Auckland gesehen, weil er wohl wußte, welchen Eindruck dieses auf alle Einwohner gehabt hätte. Deßhalb ließ er ihn durch den Kapitän Hone einladen, unter dem Vorwande, er sei mit seiner kleinen Heerde in Kororarika nicht sicher. Allein Msgr. Pompallier konnte diese Einladung nicht annehmen, wenn er das Vertrauen, das die Maori ihm bisher bewiesen hatten, nicht völlig vernichten, und die katholischen Stämme, die bis jetzt unbetheiligt geblieben waren, nicht der Rache der Aufrührer aussetzen wollte. Daher lehnte er in einem ausführlichen Schreiben an den Kapitän die Einladung ab.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar," schreibt er, „für das Anerbieten, das Sie mir in Ihrem eigenen Namen und im Namen Sr. Excellenz des Gouverneurs Fitz-Roy machen, mich mit meiner kleinen Heerde an einen sichern Ort zu bringen. Allein ich zweifle, daß auf Neu-Seeland solch ein Zufluchtsort zu finden ist für Personen, die keinen andern Schutz hätten, als den die Streitkräfte der Kolonie bieten können.

Meine Heerde besteht fast nur aus Eingeborenen, von denen die Allermeisten sich an den Feindseligkeiten gar nicht betheiligt haben, und diese haben mir zu verstehen gegeben, daß sie nur wenig auf den Schutz der Engländer zählen, so lange diese nicht einmal ihre eigenen Landsleute zu beschützen vermöchten. Was aber mich, meine Priester und meine Katecheten betrifft, so haben wir Alles verlassen, Familie und Vaterland, um dieses Volk für den Himmel zu gewinnen, wir haben weder Weib noch Kind, die uns abhalten könnten, wenn wir zum Opfer hingehen; zudem ist es für jeden rechtmäßigen Hirten eine Pflicht, sein Leben für seine Heerde hinzugeben. Ich verlange also nicht, anderswo hingebracht zu werden. Unser Zufluchtsort ist im Himmel, dorthin allein geht unser Wunsch. . . . . .

Obschon man die katholische Religion vielfach verleumdet hat, haben dennoch die Neu-Seeländer eingesehen, daß **wir nicht unser eigenes Interesse** bei ihnen suchen; deßwegen haben sie auch, sogar in der Hitze des Kampfes, meine Person, meine Mitarbeiter und Alles, was zu mir gehört, geschont. Dieser Ehrfurcht gegen den katholischen Bischof, dessen Sendung so sehr verschrieen wird, hat man es zu danken, daß noch gegen 15 englische Häuser, in der Nähe meiner Wohnung, von der Zerstörung gerettet wurden. Sie stehen noch unverletzt; die Maori haben sie nicht angezündet, weil der Brand auch meine Wohnung hätte erreichen können. Mitten in dem Unglück, das diese Stadt getroffen, freut mich der Anblick dieser Häuser, die dem katholischen Bischof ihre Erhaltung verdanken. So zeigt sich die katholische Religion in meiner Person erkenntlich gegen den Gouverneur für den Schutz, den er den Bewohnern Neu-Seelands angedeihen läßt. Möchten doch alle Europäer die Vorurtheile gegen die römisch-katholische Kirche ablegen, welche überall rettet, was sie kann, aus den Trümmern, die sie nicht verursacht hat." [1] . . .

P. J. B. Petitjean, aus der Maristen-Congregation.

Die ausführliche Erzählung des Verlaufes des Krieges gehört nicht hierhin; die Kolonisten erhielten Hilfe von Sidney, und es gelang ihnen, wenn auch erst nach mehreren blutigen Kämpfen, den Aufstand zu unterdrücken. Im Januar 1846 wurde der Friede wieder hergestellt. Im October 1845 war ein neuer Gouverneur angelangt, welcher die Maori besser zu behandeln verstand, als sein Vorgänger, und unter welchem sich die Kolonie ruhig entwickeln konnte. Auch die Mission ging ihren Weg weiter; hatte Msgr. Pompallier schon während des Krieges seine Missionäre aussenden können, wie in ruhigen Zeiten, so trat nach der Herstellung des Friedens die Hinneigung der Eingeborenen zur katholischen Kirche noch deutlicher hervor. Es war daher nöthig, die Zahl der Missionäre bedeutend zu verstärken; diese Verstärkung wurde aber noch dringender erheischt durch die Entwicklung der Kolonie. Zahlreiche Engländer und Irländer wanderten ein und namentlich auf der Südinsel entstanden viele neue Niederlassungen. Unter den Einwanderern aber befanden sich auch manche Katholiken, und dieser Umstand nöthigte die Missionäre, ihre Thätigkeit auch diesen zuzuwenden. Auf diese Weise vollzog sich langsam eine vollständige Umwandlung der Mission, die sich bisher fast ausschließlich mit den heidnischen Eingeborenen abgegeben hatte. Um dieser Änderung Rechnung tragen zu können, hielt Msgr. Pompallier es für nöthig, persönlich der

[1] Annales XVIII. p. 181. Bei E. Michelis a. a. O. S. 476.

Propaganda in Rom die Lage der Dinge zu schildern. Nachdem er daher am 4. Januar 1846 zu Sidney den Maristen **P. Viard**, welcher zu seinem Coadjutor ernannt worden war, zum Bischof von Orthosia i. p. i. geweiht und denselben in Auckland eingeführt hatte, trat er selbst die Reise nach Rom an. Das Resultat seiner Verhandlungen in Rom war die Errichtung von zwei Bisthümern auf Neu-Seeland, **Auckland** für den Norden und das an der Cooksstraße (aber noch auf der Nordinsel) liegende **Wellington** für den Süden[1]. Vorerst wurden jedoch noch keine Titularen für diese beiden neuen Bisthümer ernannt, sondern Msgr. Pompallier mit der Administration von Auckland, Msgr. Viard mit der von Wellington betraut.

Sobald Msgr. Pompallier seine Geschäfte in Rom beendigt und eine Pilgerfahrt zum heiligen Lande gemacht hatte, bemühte er sich, in Europa Kräfte für die neuen Diözesen zu gewinnen, und am 14. August 1849 konnte er von Antwerpen aus mit 12 jungen Priestern (4 Irländern, 5 Franzosen und 3 Deutschen) und 8 englischen barmherzigen Schwestern die Rückreise nach Neu-Seeland antreten. Gleich nach seiner Rückkehr wurden die neuen Diözesen organisirt. Msgr. Viard begab sich in Begleitung des P. Petitjean, welcher bisher an der Inselbai gewirkt hatte, in das ihm anvertraute Arbeitsfeld, auf welchem bisher, aus Mangel an Missionären, kaum noch von einer eigentlichen Mission die Rede gewesen war. Am 1. Mai 1850 landete er mit seinem Begleiter in Wellington; vier Monate später schrieb dieser letztere über den Stand der neuen Diözese[2]:

„Nach viermonatlichem Aufenthalt dürfen wir schon mit sicherem Vertrauen auf manche günstige Hoffnungen für unsere heilige Kirche hinblicken. Die Ankunft des Bischofs hat zunächst Leben in die hiesigen europäischen Katholiken gebracht. Ihre Zahl in Wellington beträgt zwar nur etwa 200, aber sie haben doch nahe an 15,000 Franken für den Bau einer zweiten Kirche zusammengebracht; diese war unumgänglich nöthig, weil die Katholiken weit zerstreut sind auf der ungeheuer großen, für die erst beginnende Stadt gewählten Ebene. Die Vorsehung hatte im Voraus aus England und Irland einige katholische Familien hierhin geführt, die sich ebensosehr auszeichnen durch die Festigkeit ihres Glaubens, wie durch den Adel ihrer Geburt; dadurch gewinnt denn auch die Kirche an Achtung in den Augen der Protestanten. Besonders zeichnen sich diese irischen und englischen Katholiken durch ihre Großmuth für alle frommen Unternehmungen aus. So entstehen denn auch unsere frommen Anstalten mit einer Schnelligkeit, die Alle in Erstaunen versetzt. Am 1. September werden bereits 4 Ordensschwestern ihr neues Kloster beziehen und eine Schule eröffnen. Viele andere Unternehmungen sind an verschiedenen Orten in der Ausführung begriffen. Am Flusse Hult, nur wenige engl. Meilen von Wellington entfernt, baut ein Missionär Kirche und Schule, ebenso zu Nelson, Akansa und auf der Halbinsel Banks. Auch darf ich nicht ein hübsches Dorf von 200 Neu-Seeländern übergehen, das ganz den Anblick einer katholischen europäischen Ortschaft gewährt; es hat seinen Priester, seine Kapelle und seine Schule. Unsere Patres haben diese Maori zum Ackerbau angeleitet, eine große Anzahl Felder sind bereits bebaut und auch eine Mühle ist schon errichtet. Ebenso haben andere kleine Stämme sich unserer heiligen Kirche angeschlossen und beinahe jeder Tag führt uns aus dem Norden Neophyten zu, die dann unter ihren noch heidnischen Landsleuten den Glauben verbreiten. Es ist wahr, der Protestantismus ist uns auch hier zuvorgekommen und hat Vorurtheile und Verleumdungen gegen uns verbreitet; aber er macht keine tiefer gehenden Bekehrungen, und wenngleich wir erst in dritter Stunde gekommen sind, können wir doch noch den Kampf gegen ihn aufnehmen. Übrigens haben diese Sendboten des Irrthums mehr für ihren Säckel als für das Evangelium gearbeitet; noch jüngst mußte die Gesellschaft der anglikanischen Missionäre eines ihrer Mitglieder entlassen, das zum großen Ärgerniß aller christlichen Genossenschaften nicht einmal mit 2500 Acres Landes sich zufrieden geben wollte. Übrigens muß unsere Kirche sich beeilen, den rasch wachsenden Bedürfnissen zu entsprechen. Die Kolonie entwickelt sich mit reißender Schnelligkeit; wo vor 10 Jahren nur einige Abenteurer wohnten, erheben sich jetzt große Städte und Flecken; die reichen Kupfer- und Kohlengruben, die ergiebige Fischerei, die fruchtbaren und namentlich für die Viehzucht geeigneten Ländereien locken zahlreiche Kolonisten herbei.“ (Schluß folgt.)

Msgr. Viard, aus der Maristen-Congregation, erster Bischof von Wellington (Neu-Seeland).

[1] Bereits im Jahre 1843 war die Mission auf den nördlich von Neu-Seeland liegenden oceanischen Inseln als ein selbständiges apostolisches Vikariat abgegrenzt worden.

[2] Brief des P. Petitjean an seinen Schwager. Annales XXIII. p. 389. P. J. B. Petitjean war am 30. März 1811 in der Lyoner Diözese geboren; nach seiner Priesterweihe trat er in den Maristenorden und kam im Frühjahr 1840 nach Neu-Seeland. Nachdem er 11 Jahre an der Inselbai, zu Wangaroa, unter den Eingeborenen gearbeitet hatte, wurde er dem neuerrichteten Bisthum Wellington zugetheilt und wirkte in der Stadt Wellington selbst vom 1. Mai 1850 bis zu seinem Tode am 21. September 1876. Er starb an einem Blutsturz, während er gerade in der Kirche vor dem Sanctissimum kniete. Msgr. **Viard** war seinem treuen Gefährten bereits vier Jahre früher vorangegangen; er starb am 2. Juni 1872 im 33. Jahre seiner Missionsthätigkeit und im 26. seines Episkopates.

Nachrichten aus den Missionen.

China.

Kiang-si. Man erinnert sich gewiß noch des Vorwurfes der Zopfabschneiderei, welcher in jüngster Zeit den Christen in China gemacht wurde und nicht die letzte Veranlassung des Blutbades von Ning-ko-fu gewesen ist. Einen neuen Beitrag zu dieser, drüben im himmlischen Reiche brennenden, Tagesfrage entnehmen wir einem Briefe des Msgr. Bray, aus der Congr. der Lazaristen, apost. Vikars von Kiang-si, datirt Kieu-kiang, 10. Dec. 1876:

„Gottlob! mehrere Monate unausgesetzter Angst wären vorüber. ‚Eine unsichtbare Hand,‘ hieß es, ‚schneide vielen Leuten die Zöpfe ab, und das ziehe baldigen Tod nach sich.‘ Der Verdacht dieser Unthaten wurde auf die Christen gewälzt. Es kam zu geheimen Verabredungen wider dieselben; Bittgänge setzten sich in Bewegung zum Zwecke der Beschwörung feindseliger Geister; am 15. Tage des 8. Mondes, verkündete ein öffentlicher Anschlag in U-tscheng, würde das Volk die Kirche der Christen stürmen und niederbrennen. Noch beunruhigendere Drohungen wurden gegen unsere Anstalt in Fu-tschëu laut; ja es wurde sogar ein Flintenschuß in eines unserer Gemächer abgefeuert, glücklicherweise ohne den daselbst anwesenden P. Anot zu verwunden. Doch schulden wir den Mandarinen das Zeugniß, daß sie sich fast Alle bei diesem Anlasse wohlwollend gegen uns gezeigt haben. Namentlich war es der Präfekt von Fu-tschëu, der uns energisch gegen den Pöbel in Schutz nahm; ohne sein Dazwischentreten wären unsere beiden Anstalten in dieser Stadt zweifellos ein Raub der Flammen geworden.

Auf mein Ansuchen erwirkte der Tao-tai von Kieu-kiang vom Statthalter der Provinz Kiang-si ein Edikt, welches die Christen wider die gegen sie in Umlauf gesetzten Anschuldigungen in Schutz nahm. Ich übersende Ihnen beifolgend eine Übersetzung dieses uns äußerst günstigen Dokumentes, welches in Schui-tschëu-fu öffentlich angeschlagen worden ist:

„Bekanntmachung des Unterpräfekten von Kao-ngan zu Gunsten der verleumdeten Christen.

Wir, Kao, Kandidat des Mandarinates zweiter Klasse, Mandarin dritter Klasse zu Tai-ko, dienstthuender Mandarin zu Kao-ngan, nach zehnmaliger Nennung unseres Namens vor dem erhabenen Kaiser zum Würdenträger fünften Ranges erhoben, wir verordnen, wie folgt:

Am 30. Tage des 7. Mondes d. J. empfingen wir und lasen in Ehrfurcht ein Schreiben des Präfekten Wang, welcher ein ähnliches empfangen hatte vom Nie-tai-Tschëu (Gouverneur), der selbst ein ähnliches empfangen vom Tao-tai (Vicekönig) von Kieu-kiang. Es lautet, wie folgt:

‚Am 10. Tag des 7. Mondes erhielt Msgr. Bray, Vorsteher der Religion des Himmelsherrn in Kiang-si, ein Schriftstück ohne Unterschrift, das in U-tscheng angeschlagen worden war und Verleumdungen wider die Christen, sowie die Anschuldigung enthielt, sie seien abergläubisch, aufrührerisch und schnitten die Zöpfe ab. Da zu befürchten geht, daß die Verbreitung derartiger falscher Verdächtigungen Unruhen hervorrufen u. s. w.‘

In Anbetracht dessen wurden wir von unseren obengenannten Vorgesetzten angewiesen, auf die Leute, welche die angeführten Verdächtigungen ausstreuen, ein wachsames Auge zu haben und deren weiterer Verbreitung durch eine Kundmachung zuvorzukommen.

In Anbetracht somit, daß die Christen keineswegs abergläubisch sind, vielmehr ein heiliges Gesetz üben, das in allen Reichen der Erde in Ehren gehalten wird; in Anbetracht, daß der zwischen China und Frankreich abgeschlossene Vertrag die Übung dieses Gesetzes in unserem gesammten Reiche gestattet, sowie daß seit Langem zwischen diesen beiden Ländern Friede besteht und die Friedensbedingungen beiderseits gewissenhaft beobachtet werden: wie darf da noch geduldet werden, daß närrische Thoren Gerüchte in Umlauf setzen, die geeignet sind, aller Orten Unruhen zu stiften? Solches gestatten, wäre gehässig und verwerflich.

Demgemäß ermahnen wir alle diejenigen, welche unserer Gerichtsbarkeit unterstellt sind, Soldaten wie Andere, daß sie jene Zopfabschneider, jene aufrührerischen und verteufelten Menschen, die mit den Christen nichts gemein haben, aufsuchen und ergreifen. Dabei sollen sie aber jedes Mißverständniß sorgsam vermeiden und sich nicht unterstehen, gegen die Christen einen Verdacht wegen Zopfabschneiderei zu hegen oder unter solchem Vorwande sich gegen sie gehässig zu erzeigen.

Sollte irgend jemand, der meiner Gerichtsbarkeit untersteht, um seine eigene Bosheit und seinen Aberglauben zu verbergen, sich fälschlich für einen Bekenner der christlichen Religion ausgeben, so hat er, im Falle er ertappt und seiner Schurkerei überführt wird, nach Maßgabe der Größe seiner Bosheit schwere Züchtigung zu gewärtigen, auf daß so das gute Einvernehmen zwischen dem Volke und den Christen aufrecht erhalten bleibe.

Solches thun wir zu wissen; ein Jeglicher verstehe es wohl und richte sich in Allem darnach.

Diese Kundmachung soll am Südthore und am Nordthore angeschlagen werden.

So geschrieben und veröffentlicht am 3. Tage des 8. Mondes des Kaisers (20. Sept. 1876)!“

Siam.

Der hochw. Herr Schmitt, von der Pariser Gesellschaft der auswärtigen Missionen, schreibt unter dem 23. Dec. 1876 aus Petriu, dem Hauptorte einer Provinz, der etwa 1000 Christen zählt, folgende Zeilen an Msgr. Vey, apostol. Vikar von Siam:

„Herr Chaumet und ich sind von Nakhonajok zurückgekehrt. Nakhonajok oder Khorajok, Hauptort der gleichnamigen Provinz, liegt unweit der Mündung des Khorajok in den Meerbusen von Siam. Die kleine Station, welche wir daselbst begründet haben, verdankt ihr Entstehen einem chinesischen Arzte, der von einem Landsmanne für das Christenthum gewonnen worden war. Als er sein Ende nahe fühlte, ließ er mich rufen und empfing zwei Tage vor seinem Tode die heilige Taufe. Möge er der jungen Gemeinde, zu deren Gründung seine Bekehrung die Veranlassung gab, ein Fürbitter im Himmel sein!

Von allen siamesischen Strömen ist der Khorajok der eintönigste und der trübseligste. Seine niedrigen Ufer sind fast ununterbrochen überschwemmt: darum eignet sich der Boden sehr schlecht zum Anbau; so weit das Auge reicht, sieht man nur hohes Sumpfgras. Elephanten treiben sich heerdenweise in dem feuchten Revier herum; naht eine Barke, so strecken sie zwar ihre Rüssel nach ihr aus, belästigen sie jedoch weiter nicht, weil sie sich nicht in das tiefe Strombett wagen. Gegen die Berge hin steigt die Ebene allmählich an und ist so auch den Überschwemmungen weniger preisgegeben: hinter dichten Gruppen von Bambus und Obstbäumen schauen freundliche Wohnungen hervor. Jenseits jener Berge, auf zwei Tagreisen Entfernung, liegt Khorat, die Hauptstadt der Provinz gleichen Namens.

Nakhonajok ist im Vergleiche zu anderen Provinzen ziemlich

bevölkert. Siamesen und Laos, diese Letzteren am Fuße der Berge, wohnen hier in großer Zahl. Auch gibt es hier 500 bis 600 Chinesen. Der Chinese ist geschäftig und arbeitsliebend, er hat das Gefühl für Gut und Böse bewahrt, er ist zugänglich, er disputirt, denkt nach und bildet sich ein Urtheil. Entwickelt man ihm die Grundwahrheiten der Glaubens- und der Sittenlehre, so anerkennt er deren Richtigkeit. Nie habe ich unter den Chinesen einen Gottesläugner gefunden: nimmt der Chinese den Glauben nicht an, so sind Familienrücksichten oder Handelsinteressen im Spiele.

Die Laos und Siamesen dagegen sind abgeschlossen; sie verbergen sich vor ihrem Vorgesetzten, ihrem nächsten Nachbarn, am allerwenigsten lassen sie sich anmerken, was sie denken. Sie sind allen Thorheiten ergeben. Der Buddhismus hat sie entnervt und jeden edleren Aufschwung ihrer Seele lahm gelegt. Sie sind selbstsüchtig, haben eine übertriebene Meinung von ihrer eigenen Vortrefflichkeit, glauben an keinen Gott und sind überzeugt, daß sie schließlich selber auf dem Wege der Seelenwanderung in Buddha aufgehen werden.

So scheinen denn hier zu Lande die Chinesen dazu berufen, durch ihr Beispiel dem Christenthum Eingang zu verschaffen. Bei einem ersten Besuche, den ich in dieser Gegend machte, verweilte ich in Ban Lao, einem Dorfe von einigen hundert Häusern; sogleich kamen die Chinesen zu mir und die Familienväter, 20 an Zahl, versprachen, sich unterrichten zu lassen. Da ich ihren guten Willen sah, entschloß ich mich, hier eine Kapelle zu bauen. Ein heidnischer Siamese schenkte mir ein geräumiges Stück Land am Ufer des Flusses, Katechumenen und Heiden aus der Umgegend standen uns hilfreich bei und so war binnen 3 Tagen der Rong, eine offene Hütte aus Bambusstäben, fertig gestellt. Zehn Chinesen fanden sich zu dem Unterrichte ein. Mein Katechet eilte von Weiler zu Weiler und führte mir eine ziemliche Anzahl seiner Landsleute zu. Da verschworen sich die Frauen dieser Chinesen, aufgestachelt von ihren siamesischen Eltern und von den Bonzen, wider uns. Eine von ihnen, vom Ärger überwältigt, machte sogar einen Selbstmordversuch; doch kam ihr Gatte zeitig genug dazu, um den Strick, an welchem sich die Unselige aufgeknüpft hatte, zu zerschneiden. Nach und nach trug die Festigkeit der Männer über die Erregtheit der Weiber den Sieg davon.

Da ich nach Petriu zurückkehren mußte, ließ ich meinen Katecheten an diesem Orte zurück. Groß war bei meinem zweiten Besuche mein Erstaunen, als ich unseren Rong von einer Häusergruppe umgeben fand. Die Chinesen, sowie 3 siamesische Familien hatten sich hier niedergelassen und begehrten die heilige Taufe. Alle verrichten gemeinschaftlich das Morgen- und das Abendgebet, und wohnen dann ebenfalls alle der Katechese bei. Am 8. Dec. taufte ich 4 Chinesen und 3 Kinder, die Erstlinge dieser Station. Ich ließ für's erste Mal nur die Bestunterrichteten zu: um den Wetteifer zu wecken und die Hochschätzung dieses heiligen Sacramentes zu steigern. Im nächsten Februar kehre ich wieder und dann dürfte die Anzahl der Täuflinge, Chinesen und Siamesen, wohl auf 20—30 steigen; bis Ende des Jahres wird die Zahl 100 wohl erreicht werden.

Von Ban Lao fuhren wir stromaufwärts bis an die Berge, wo wir eine chinesische Ansiedlung antrafen. Hier war die Aufnahme etwas kühl, denn es befanden sich Mitglieder geheimer Gesellschaften darunter; doch erklärten sich 6 Familienväter zur Annahme des Christenthums bereit, und ich gedenke nächstens hier einen Rong zu erbauen. Am Fuße des Gebirges befinden sich lauter anscheinend wohlhabende Laosdörfer; aber dahin können wir für's Erste noch nicht vordringen. In Khorat sollen sich mehr denn 1000 Chinesen des Handels wegen aufhalten. Ein Katechet wird sich nächstens reisenden Kaufleuten anschließen, um auszukundschaften, welche Aussichten das Christenthum dort hat. Das wird wohl eine recht beschwerliche Reise sein, denn die Wege sind nur für Fußgänger passirbar und werden durch Räuber unsicher gemacht.

Noch ein Wort über die Beamten in Nakhonajok. Der Statthalter gab mir volle Freiheit zur Erbauung unserer Kapelle; er bestellte sogar einen annamitischen, in der Provinz ansässigen Christen zum Vorsteher unserer jungen Christengemeinde. Dieser wird die Händel schlichten, die Christen vor den heidnischen Gerichtshöfen vertreten und während der Abwesenheit des Missionärs über die Katechumenen wachen. Er ist uns ganz ergeben und hat sich das Zutrauen seiner Untergebenen in hohem Grade erworben. Mehrere Knaben habe ich von Nakhonajok nach Petriu mitgenommen und der Sorge des P. Jung anvertraut: ist einmal ihr Unterricht vollendet, dann kehren sie in ihre Heimath zurück und predigen ihren Landsleuten unsere heilige Religion."

Annam.

West-Cochinchina. Das apostolische Vikariat West-Cochinchina umfaßt jenen Theil des annamitischen Reiches, welchen Frankreich in Besitz genommen hat. Unter dem Schutze der französischen Flagge nimmt dort die Kirche einen raschen Aufschwung und würdige kirchliche Gebäude erheben sich an verschiedenen Orten. Bereits in der ersten Nummer dieses Jahres (oben S. 17) haben wir eine Abbildung des prächtigen Waisenhauses von Saigon gebracht; nicht so großartig, aber doch würdig sind die beiden Kirchen in der Provinz Vinh-Long, deren Abbildung wir heute mittheilen. Indem der hochw. Herr La Mée von der Pariser Congregation der ausw. Missionen uns dieselben übermittelt, begleitet er sie mit folgenden erläuternden Worten:

„Vinh-Long, der Hauptort der gleichnamigen Provinz, liegt 40 Kilometer südwestlich von Mitho und doppelt so weit von Saigon, zwischen einem Arme des Mekong und einem kleinen Flüßchen, Long-Ho genannt. Mit ihren reinlichen und schattigen Straßen macht die Stadt einen recht freundlichen Eindruck; der europäischen Einwanderer zählt sie ziemlich viele und der Handel ist blühend; jede Woche vermitteln mehrere Dampfer die Verbindung mit Saigon und den andern bedeutenden Plätzen der Kolonie. Vinh-Long wurde während des Krieges von 1862 von den Franzosen eingenommen, und alsbald suchten etwa 4—5000 cochinchinesische Christen hier eine Zuflucht gegen die Verfolgung der Mandarine; da bisher die Stadt noch keine christliche Gemeinde gehabt hatte, mußten zwei Missionäre geschickt werden, um die Seelsorge der vielen Flüchtlinge zu übernehmen. Indessen in Folge des Vertrages vom 5. Juni 1862 wurde Vinh-Long wieder den Annamiten übergeben, und da der Friede so ziemlich im ganzen Lande hergestellt war und die Christenverfolgung nachgelassen hatte, kehrten auch die Flüchtlinge wieder in ihre Heimath zurück und die christliche Gemeinde löste sich auf; daher kehrten die beiden Missionäre zurück, und ein benachbarter Priester übernahm die Sorge für die wenigen Zurückgebliebenen. Als jedoch im Jahre 1867 nach der Vereinigung der drei westlichen Provinzen Vinh-Long, Tschandok und Hatien mit der Kolonie eine französische Garnison nach Vinh-Long verlegt, und ein Militärspital unter Leitung der Schwestern vom

hl. Paulus errichtet wurde, erhielt die Stadt auch wieder einen ständigen Geistlichen.

Im October 1868 wurde ich dorthin gesendet, um die Seelsorge am Spital und die kleine Pfarrei zu übernehmen; das vorhandene Gotteshaus verdiente kaum den Namen einer Kirche, das Missionshaus war nicht mehr bewohnbar. Die Regierung hatte bereits eine Schule gegründet, und unter ihrer thätigen Beihilfe gelang es mir auch, auf dem Platze, wo ehemals eine Pagode gestanden hatte, eine höchst bescheidene Kirche und ein neues Missionshaus zu errichten. Wie Sie aus der beiliegenden Zeichnung ersehen, liegt sie im Schatten uralter Bäume, links von ihr befinden sich die Schulen der Brüder, rechts das Missionshaus. Die Kirche ist 22 m. lang, 11 m. breit und hat Raum für etwa 400 Personen. Die Seitenmauern sind nur 2 m. hoch aus Steinen ausgeführt, die obere Hälfte derselben besteht aus einem Holzgitter; ein Strohdach schützt gegen den Regen und gegen die Sonnenhitze. Selbstverständlich ist das Gebäude nur ein provisorisches und wird hoffentlich bald durch ein würdigeres ersetzt. Die katholische Bevölkerung beläuft sich gegenwärtig auf 600 Seelen; 4 Schulbrüder haben ein Pensionat von 30 Zöglingen und 3 Tagesschulen mit etwa 100 Schülern; 3 Schwestern vom hl. Paulus geben Unterricht für die Mädchen und zwei andere besorgen ein kleines Waisenhaus. Neben dem Waisenhaus habe ich ein kleines Spital mit 24 Betten für die Eingeborenen aufführen lassen, das am 1. Januar d. J. eröffnet wurde.

Die Mission von Vinh-Long (West-Cochinchina).

Östlich von der Stadt, im Centrum der Provinz Vinh-Long, mitten in dem Delta, welches die zahlreichen Mündungen des Mekong bilden, liegt die blühende Christengemeinde Cai-Mong. Der Anfang dieser Gemeinde reicht in's 16. Jahrhundert hinauf, und mehrere christliche Familien finden sich hier, deren Vorfahren von den ersten nach Annam und Kambodscha gekommenen portugiesischen Jesuiten getauft wurden und die seither stets der Kirche treu geblieben sind. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner dieser Gegend ist der Gartenbau; jede Familie besitzt einen sorgfältig gepflegten und eingehegten Garten, in welchem sie Areka- und Kokospalmen, Betelstauden, Orangen-, Citronen-, kurz alle Fruchtbäume zieht, an denen das untere Cochinchina so reich ist. Ein großer arroyo (Wasserlauf) durchströmt die Gemeindeflur in ihrer ganzen Länge, unzählige Kanäle zweigen sich von ihm ab und verbreiten Fruchtbarkeit in allen Gärten. Während der Verfolgungszeit, die noch nicht lange hinter uns liegt, fanden unsere apostolischen Vikare und unsere Missionäre stets eine sichere Zuflucht in Cai-Mong; noch jetzt ist in einem der Häuser das Versteck vorhanden, in welchem Msgr. Lefebvre und Msgr. Miche viele Wochen zubrachten.

Diese Christengemeinde, die jetzt 2500 Seelen zählt, hatte bisher nur ein armseliges Gotteshaus, welches zudem von den Heiden mehrmals verwüstet und geplündert worden war. Der Friede, dessen sich die Religion jetzt hier erfreut, ließ es an der Zeit erscheinen, eine würdigere Kirche zu errichten. Der Missionär konnte dabei auf die Unterstützung der eifrigen Gemeinde

rechnen; nachdem er also einen passenden Platz ausgewählt und nach und nach die nöthigen Mittel gesammelt hatte, wurde am 3. Februar 1868 der erste Stein gelegt und am 8. December 1871 konnte Msgr. Miche die Weihe der fertigen Kirche vornehmen. Sie ist ganz in Backsteinen ausgeführt, hat eine Länge von 53 und eine Breite von 20 m. im Lichten; ihre Höhe beträgt 16 m. Eine breite und schöne Straße trennt sie vom Arroyo, der an dieser Stelle eine Breite von 50 m. besitzt, und umgeben ist sie von einem wunderhübschen Gebüsch von Areka- und Kokospalmen. Die 18 spitzbogigen Fenster sind mit buntem Glas geschmückt. Neben der Kirche befindet sich ein Kloster von 60 eingeborenen Nonnen, welche die Schulen, den Katechumenen-Unterricht und die Waisenhäuser in dem ganzen weiten Distrikt besorgen.

Cai-Mong hat der Kirche auch schon einen Bekenner geliefert, dessen Seligsprechungsprozeß gegenwärtig anhängig ist. Es ist dieses der ehrw. Philipp Minh, ein Zögling des Seminars von Pulo-Pinang. Während er als Priester in Mac-bac den Pflichten seines Amtes oblag, wurde er gefangen genommen, zu Vinh-Long eine Zeitlang eingekerkert und dann am 3. Juli 1853 um des Glaubens willen enthauptet; neben der alten Pfarrkirche von Vinh-Long fand er seine letzte Ruhestätte. Im Jahre 1870 beauftragte mich der apostolische Vikar, in Vinh-Long die zur Einleitung des Beatificationsprozesses nothwendigen Zeugenverhöre vorzunehmen. Nach Beendigung derselben öffneten wir auch mit den vorgeschriebenen Förmlichkeiten den Sarg des ehrw. Dieners Gottes. Sein Leib war noch ziemlich gut erhalten

Kirche von Cai-Mong (West-Cochinchina).

und namentlich das Gehirn war von der Verwesung so wenig berührt, daß man hätte glauben können, der Ehrwürdige sei erst vor wenigen Tagen gestorben."

Ostindien.

Apost. Vikariat Madura. Wie reich noch immer die Gnade die Bemühungen der Missionäre dort segnet, wo nicht die Häresie oder der Unglaube denselben entgegenarbeitet und durch Verbreitung der Sittenlosigkeit die Herzen von der reinen Lehre des Evangeliums abwendet, zeigt folgender Brief des hochw. P. Trinkel, S. J. Der Brief ist vom 23. Februar d. J. datirt und an einen Mitbruder gerichtet.

„Im Jahre 1855 wurde ich von der Mission Tandschaur nach der Stadt Madura versetzt. Bis dahin hatte diese Stadt keinen ständigen Missionär gehabt; die unbedeutende Christengemeinde war von Zeit zu Zeit von einem Pater aus Nossakambiram besucht worden. Gleich bei meiner Ankunft wollte ich wenigstens etwas thun; ich eröffnete daher eine ordentliche Schule, halb Externat, halb Internat, ein kleines Waisenhaus für die Heidenkinder, die ich etwa zusammenbringen könnte, ein Katechumenat und eine Art von Hospiz für alte und kranke Heiden, von denen vielleicht einige einwilligen möchten, die heilige Taufe zu empfangen. Während der 8 Jahre, welche ich allein an diesem Posten zubrachte, boten mir diese verschiedenen kleinen Anstalten das Mittel, etwa 1000 Heiden zu taufen. Die Kinder, Alten und Kranken wurden hauptsächlich auf den Straßen der Stadt zu-

sammengelesen; dagegen waren fast alle Katechumenen aus Familien vom Lande her, besonders von der Westküste, einem Distrikte, in dem sich gar keine alten Christen finden.

Es ist eine auffallende Thatsache, die ich aber seit 30 Jahren bestätigt finde und die alle Missionäre Indiens gleicherweise bestätigt finden werden, daß die Heiden, in deren Mitte die alten Christen leben, gerade diejenigen sind, welche am wenigsten an den Empfang der Taufe denken. Sie haben im Ganzen Achtung vor unserer Religion, sie wohnen gerne unseren Festen bei, oft bringen sie sogar Gaben für unsere Kirchen; aber daß sie daran denken, Christen zu werden, das ist äußerst selten. ‚Mögen die Christen ihre Religion lieben und bereit sein, nöthigenfalls für sie zu sterben, mögen sie dieselbe mit Eifer ausüben und sie für die beste Religion von der Welt halten, das ist Alles recht und gut; aber uns geht das nichts an. Wir haben die unsrige; sie ist nicht gut für sie, sie ist gut für uns. Es ist die Religion unserer Vorfahren; wir halten sie fest, wie die Christen die ihrige festhalten, in der sie geboren sind.‘ Dieß ist ungefähr der Eindruck, welchen die alten Christen auf die Heiden machen, unter denen sie leben. Das Christenthum hat für diese Heiden nichts Neues und bietet ihnen keinen Reiz. Ganz anders ist es, wenn ein Heide aus einem Ort, wo es keine Christen gibt, zur Bekehrung gelangt. Das ist etwas Neues; seine Bekehrung weckt alsbald seine Nachbarn, seine Verwandten, seine Freunde. Man befragt ihn über die neue Religion, die er angenommen; man greift ihn an, man disputirt mit ihm. Genöthigt, sich zu vertheidigen und seinen Schritt zu rechtfertigen, wird er natürlicher Weise ein Prediger, ein Eiferer; er muß, mag er wollen oder nicht, Proselyten machen. Wenn der Missionär, der ihn getauft hat, ihn nicht aus dem Gesichte verliert, wenn er ihn hält, ermuthigt, gelegentlich auch materiell unterstützt, kann er beinahe sicher darauf rechnen, daß dieß Senfkörnlein ein großer Baum werden, daß eine neue Christengemeinde in diesem Dorfe erstehen wird. Das lehrt mich die ununterbrochene Erfahrung der letzten 10 Jahre.

Im Jahre 1863 erhielt ich den P. Labarthère als Gefährten und konnte nun meinen längst gehegten Wunsch erfüllen, einige Ausflüge auf das Land im Osten zu unternehmen, das allem Anschein nach noch nie die Heilsbotschaft vernommen hatte. Hatte ich unter meiner Leitung gerade einen Neophyten aus der Gegend, die ich besuchen wollte, so ermangelte ich nicht, ihn mit mir zu nehmen; oder ich ging auch wohl geradezu auf ein Dorf los, wo ich wußte, daß sich ein solcher befand. Diese Neophyten waren mir nützlicher, als es zehn Katechisten hätten sein können. Sie führten mich zu ihren Nachbarn, Verwandten und Freunden; das Gespräch kam gleich in Fluß, ein Wort gab das andere, Neugierige strömten herbei und bald waren wir wie alte Bekannte. So brachte ich bisweilen drei oder vier Tage unter den Tamarinden zu, welche die Zugänge des Dorfes beschatten; und wenn ich wieder verreiste, folgten mir mitunter eine oder zwei der ärmsten Familien nach Madura. Einige Tage später kehrten sie in's Dorf zurück, getauft und ganz entzückt über die Aufnahme, die ihnen zu Theil geworden.

Nachdem ich zwei Jahre lang derartige Ausflüge gemacht hatte, befanden sich Anfänge von Christengemeinden in sechs verschiedenen Dörfern, im Umkreis von etwa 40 oder 50 Kilometer um Madura. Dem P. Labarthère war ich entbehrlich geworden, und die erste Pflanzung durfte nicht vernachläßigt werden. Im März 1865 enthob mich Msgr. Canoz vollständig der Sorge für Madura und wies mir als Mission den ganzen Landstrich an, in welchem ich Neophyten gewonnen hatte, bis an die Berge, welche westlich das Vikariat begrenzen, nebst vier oder fünf alten Christengemeinden, die von den angrenzenden Missionen des Ostgebietes abgelöst wurden.

Heute habe ich neue Christen in 27 Dörfern, in denen unsere heilige Religion zuvor völlig unbekannt war. Seit 1865 habe ich 2534 bekehrte Heiden getauft. Ich habe für sie 3 Kirchen aus Stein gebaut und 18 mit Stroh bedeckte Lehm-Kapellen. Die größte dieser neuen Christengemeinden zählt beinahe 400 Seelen und 3 andere je 200; die übrigen sind weniger bedeutend; aber sie wachsen alle von Tag zu Tag, sei es durch Geburten, sei es durch neue Bekehrungen. Es ist selten, daß ich eines dieser Dörfer besuche, ohne daß ich irgend einen neuen Katechumenen zu taufen finde. Überdieß sind diese 27 Christengemeinden wie ebenso viele offene Thore für neue Eroberungen. Denn alle diese Neophyten haben Verwandte in anderen Dörfern, mit denen sie nothwendig in Familienbeziehungen stehen, besonders in Betreff der Ehen; und da sie ihre Töchter nur an solche verheirathen können, welche sich taufen lassen wollen, so arbeiten sie aus allen Kräften daran, diese Verwandten zum Christenthum zu bekehren.

Glauben Sie mir, hochw. Pater, glauben Sie mir: ‚Die Ernte ist groß.‘ Ich könnte die Zahl der Bekehrungen, die ich jährlich mache, verdoppeln und verdreifachen, wenn Sie mir drei Dinge verschaffen könnten: einen Gefährten, einen andern guten Saniassi, etwas reichlichere Geldmittel.

1. Einen Gefährten. Es sind jetzt 8 Jahre, daß ich einen verlange, daß man die Nothwendigkeit einsieht und daß man mir einen verspricht, aber leider keinen geben kann. Die Sorge für die gegründeten Christengemeinden nimmt alle meine Zeit in Anspruch, und diese reicht nicht einmal aus. Sie müßten öfters und länger besucht werden, als es jetzt möglich ist; sie sind deßhalb wider meinen Willen nicht so gut versorgt, als es sein sollte, und das schadet ihrem Wachsthum viel nach Innen und Außen.

2. Einen andern guten Saniassi (Katecheten). Derjenige, den ich habe, ist sehr gut und arbeitet tüchtig, aber er kann nicht Allem genügen und seine erschütterte Gesundheit läßt mich von Tag zu Tag seinen Verlust befürchten. Ich muß einen andern haben, der ihm hilft, der sich in seiner Schule bildet und der ihn ersetzt, wenn ich ihn verliere. Monseigneur selbst hat mir einen versprochen.

3. Geldmittel. Auch solche muß man haben, denn die Gründung jeder neuen Christengemeinde zieht nothwendig Kosten nach sich. Man muß einen Platz kaufen, ihn mit Mauern umgeben, eine Kapelle bauen u. s. w.; meistens bin ich auch genöthigt, die Katechumenen während der ganzen Vorbereitungszeit auf die heilige Taufe zu ernähren, denn die Meisten sind arm; ‚Den Armen wird das Evangelium gepredigt.‘ Dann muß ich ferner für den Unterhalt der Leute sorgen, welchen ich die Leitung dieser neuen Christengemeinde anvertraue; für jede einzelne wäre ein solcher nöthig, aber leider konnte ich bis jetzt deren kaum vier oder fünf anstellen. Endlich müssen auch die für die Neophyten errichteten provisorischen Kapellen jährlich reparirt oder vergrößert werden. Also bedarf der Missionär nothwendig der Geldmittel und durch den Mangel an solchen sieht er sich gar oft in seiner Thätigkeit behindert. Aber können auch die Gläubigen einen bessern Gebrauch machen von diesem

‚Mammon der Ungerechtigkeit', als wenn sie von ihrem Überfluß wenigstens einen Theil den Missionären überlassen?"

Ceylon. Als der heilige Vater am 10. Mai die englische Deputation empfing, welche ihm die Glückwünsche der Katholiken Englands und seiner Kolonien zum 50jährigen Bischofsjubiläum darbrachte, hob er in seiner Ansprache besonders lobend hervor, wie günstig gerade in England die katholische Kirche gestellt sei, und wie die großen Fortschritte der Kirche in England nächst der Gnade Gottes, der Fürbitte der Heiligen und dem Eifer des Klerus ganz vorzüglich der gerechten Behandlung zu danken seien, deren sie sich von Seiten der Regierung zu erfreuen habe. „Denn die katholische Kirche," sagte er, „ist in England nicht bloß geduldet, sondern wahrhaft frei in der Ausübung ihres Cultes und in der Entwickelung ihrer Thätigkeit. Ich spreche nicht von den Kolonien, denn in diesen ist sie nicht bloß frei, sondern sie erfreut sich sogar beinahe des Schutzes der Regierung." Ohne allen Zweifel sind diese Worte des heiligen Vaters durchaus wahr und berechtigt; wo nur immer in englischen Kolonien Missionen sich befinden, wird man denselben zustimmen, und manche Missionäre aus nicht englischen Kolonien würden unbedenklich in dieser Beziehung die englische protestantische Regierung ihren eigenen sogenannten katholischen Regierungen vorziehen. Allein dabei besteht, daß wie in England selbst, so auch in manchen Kolonien sich noch ein Überrest des alten Katholikenhasses erhalten hat, und daß die **vollständige** Gleichheit der Katholiken mit den Protestanten oder richtiger mit den englischen Staatskirchlern noch immer nicht ganz durchgeführt ist. Ein Beispiel davon liefert uns eine Verhandlung, welche am 1. Mai d. J. im gesetzgebenden Körper von Ceylon stattfand, und über welche wir kurz berichten wollen.

Der Alderman Mac-Arthur lenkte die Aufmerksamkeit der Kammer auf eine Petition, welche von 358 Europäern und 4680 Eingeborenen unterschrieben sei und folgenden Wortlaut habe:

„In Anbetracht,

1. daß nach der Zählung von 1871 die Insel unter ihren 2,405,287 Bewohnern 1,520,575 Buddhisten, 465,944 Hindu, 171,542 Muhammedaner und 534 Weda zähle, daß aber von den 250,000 übrigen etwa 190,000 römisch-katholisch und die Protestanten aller Denominationen zusammen sich auf höchstens 55—60,000 beliefen;
2. daß das Cultusbudget gegen 140,000 Rupien beanspruche, von denen 25,000 für den (anglikanischen) Bischof von Colombo verwendet würden, welcher nur zwölf Kapläne und einige Katechisten habe;
3. daß die Christen (Protestanten), welche von der für Cultuszwecke ausgeworfenen Summe irgend einen Nutzen zögen, die Zahl 1500 nicht überstiegen, und somit 40,000 gar keinen Antheil daran hätten,

machen die Unterzeichneten ergebenst darauf aufmerksam, wie ungerecht es sei, einen bedeutenden Theil der öffentlichen Einkünfte einem verschwindenden Bruchtheil der christlichen Gemeinde zuzuwenden, besonders auch, weil dieser Bruchtheil gerade der reichste und also am leichtesten im Stande ist, seinen Prediger zu unterhalten, und bitten daher, der gesetzgebende Körper wolle die nöthigen Maßregeln treffen, um dieser Ungerechtigkeit ein Ende zu machen."

Schon vor der Eröffnung der Kammer wurde diese Petition lebhaft in der Presse discutirt; ein bekehrter Hindu von Dschaffna, der als Advocat am obern Gerichtshof von Madras sowie als katholischer Journalist sich in Süd-Indien einen bedeutenden Ruf erworben hat, Savundranayagam-Pillai, trat sehr entschieden für dieselbe auf. Auch in der Kammer fand sie sehr entschiedene Vertheidiger, namentlich wies außer dem Alderman Mac-Arthur ein Mr. Keatchbull-Hagessen die schreiende Ungerechtigkeit nach, welche bei der Vertheilung der ausgeworfenen Summe begangen werde, und die um so größer sei, als man den Katholiken einen großen Theil des Kirchengutes, das sie in portugiesischer Zeit besaßen, genommen habe. Von den 14,000 Pfund Sterling (140,000 Rupien = 280,000 Mark) erhielten die Katholiken, deren Zahl sich doch auf beinahe 190,000 belaufe, gegenwärtig nur 100 Pf. St. (1000 Rupien = 2000 Mark), etwas mehr noch werde den Presbyterianern zugetheilt, obgleich diese auf der ganzen Insel nur 803 Mitglieder zu ihrer Sekte rechneten; die ganze übrige Summe jedoch, mehr als 13,000 Pf. St. (260,000 Mark), fielen den 2197 Anglikanern anheim. Der Gouverneur, Sir Stafford Northcote, konnte zwar diese Thatsachen nicht in Abrede stellen; aber er meinte, die anglikanische Kirche sei nun einmal die Staatskirche und habe als solche auf Staatsunterstützung Anrecht, während die übrigen Kirchen dieses Recht nicht hätten. Die Kammer, welche natürlich zum weitaus größten Theile aus Anglikanern besteht, stimmte diesen Ausführungen bei und verwarf die Petition mit 147 gegen 121 Stimmen. Die starke Minorität läßt aber hoffen, daß auch diese Un-

Savundranayagam-Pillai und seine Familie.

gerechtigkeit ihre längste Zeit gedauert hat; die Entstaatlichung (disestablishment) der anglikanischen Kirche auf Ceylon ist noch weit berechtigter, als sie es in Irland war. Und darf man nicht auch wohl die Hoffnung hegen, daß die Katholiken dann die ihnen ehemals geraubten Kirchen wieder erhalten, welche für die verschwindende Zahl der Presbyterianer und Anglikaner viel zu groß sind und welche man deßhalb theilweise verfallen läßt?

Madagaskar.

Unsere Leser werden wünschen, wieder etwas über das Leprosenhaus von Ambulutara zu vernehmen, zu welchem auch sie so reichlich beigesteuert haben. Leider lauten die neuesten Nachrichten darüber noch immer nicht günstiger, als die letzten, welche wir im December v. J. (1876, S. 255) mittheilen konnten; noch immer hat die Regierung es unmöglich gemacht, ein ordentliches Haus für die armen Aussätzigen zu erbauen, obgleich die Mittel dazu, Dank der katholischen Freigebigkeit, vorhanden sind. Dennoch wird man gern folgenden Brief des hochw. P. Bregère vom 10. November 1876 über seine Aussätzigen lesen:

„Seitdem mir Gott den Gedanken eingeflößt, Ihnen das unerhörte Elend meiner armen Aussätzigen von Ambulutara zu schildern und für sie die Hand um Hilfe auszustrecken, hat sich ihr physischer Zustand kaum geändert. Noch immer dieselben Hütten, dieselbe Entblößung, derselbe Mangel einer Kirche, dieselbe Hilflosigkeit. Ja die Hilflosigkeit der Armen hat sogar fast im selben Grade zugenommen, wie die christliche Mildthätigkeit. Habe ich denn etwa die im Namen des Unglücks ausgestreckte Hand leer zurückgezogen? Nein, gewiß nicht, sie ist beschwert mit einem Almosen, das sich heute auf 5,736 Fr. 94 Cts. beläuft; aber diesem Werke, das Gott segnen wollte, fehlte noch

Alte Jesuitenkirche im Fort zu Dschaffna (Ceylon) [1].

das Siegel des Kreuzes und des Widerspruches. Auch diese sind gekommen und zwar von Seiten der Regierung. Sobald wir die ersten Almosen erhalten hatten, begab sich der hochw. P. Superior, der sich dieses eminent apostolische Werk sehr zu Herzen genommen hatte, zum Staatssecretär und theilte ihm unser Vorhaben mit, für diese unglücklichen Kranken ein Spital und eine Kapelle zu erbauen. Rainimaharavo empfing den hochw. P. Cazet mit seiner gewohnten Höflichkeit. ‚Sehr gut, sehr gut,' erwiederte er, ‚ich werde die Königin und den ersten Minister davon in Kenntniß setzen; sie können mit Ihrem Plane nur zufrieden sein, und zum Voraus nehmen Sie aus meinem Munde ihren Dank entgegen. Aber warten Sie doch noch ein wenig mit der Ausführung Ihres Vorhabens; ich glaube, man hat noch im Sinne, die Aussätzigen anderswohin zu bringen. Sie befinden sich neben einem fließenden Gewässer und man beklagt sich darüber, andererseits sind sie auch zu nahe an dem Wege, auf dem die Königin gewöhnlich nach Ambohimanga reist. Warten Sie noch!' — ‚Wir wollen warten,' antwortete P. Cazet, ‚aber seien Sie so gut und beschleunigen Sie die

[1] Die Kirche im Fort von Dschaffna wurde von den Jesuiten am Ende des 16. Jahrhunderts erbaut. Sie hat die Form eines griechischen Kreuzes. Als die Holländer 1658 die Stadt Dschaffna einnahmen, wurden die Jesuiten vertrieben, die katholische Religion unterdrückt und die vorhandenen Kirchen den Calvinisten überliefert. Beim Übergang Ceylons in englischen Besitz behielten die Calvinisten die meisten Kirchen, so auch die von Dschaffna, welche noch jetzt den paar Presbyterianern der Stadt dient, während die zahlreichen Katholiken sich mit der armseligen Cathedrale behelfen müssen, deren Abbildung wir in der ersten Nummer d. J. gaben (oben S. 20).

Sache und geben Sie uns Bescheid so bald als möglich. Die Winterzeit ist bald vorbei, und mit der trockenen Jahreszeit möchten wir gerne anfangen.' — ‚Gewiß,' sagte Rainimaharavo, und man verabschiedete sich unter wiederholtem Händedruck. Sei es in Folge abschlägiger Antwort oder aus Diplomatie, sei es, wie ich eher glaube, aus der den Madegassen angeborenen Langsamkeit und Nachlässigkeit, Rainimaharavo antwortete nicht und die Angelegenheit blieb fast ein Jahr liegen. Umsonst schrieb der hochw. P. Cazet Brief auf Brief; der Staatssecretär rührte sich nicht und hatte nicht einmal die Höflichkeit, den Empfang der Briefe anzuzeigen. Der Sache müde, entschloß sich der hochw. P. Superior, als die zum Bauen günstige Jahreszeit herangekommen war, sich unmittelbar an den ersten Minister selbst zu wenden, indem er ihn vor Allem bat, die Ausführung dieser Angelegenheit doch ja nicht Rainimaharavo anzuvertrauen, der uns immer mit leeren Hoffnungen abspeise und nie etwas zum Abschlusse bringe. Das kam Rainimaharavo richtig zu Ohren und traf ihn am rechten Fleck. Denn er ließ alsbald P. Cazet rufen, that, wie wenn nichts gewesen wäre, zeigte sich so huldreich, als es ihm nur möglich war, und bot ihm von Seite der Königin zwei Bauplätze zur freien Wahl an. Am folgenden Tag verfügte sich der hochw. Pater, von zwei Adjutanten Rainimaharavo's begleitet, an die beiden Plätze, untersuchte, maß das Terrain ab und traf seine Wahl. Dieser Punkt ist erledigt; aber leider beginnt jetzt eben die schlechte Jahreszeit, und wir können die Arbeiten erst nach einem halben Jahre in Angriff nehmen. Werden sie mittlerweile nicht wieder einige Chikanen, einige Winkelzüge aushecken, um uns abermals zu hemmen? Ich weiß nicht, aber ich fürchte, sie sind fähig dazu, unter dem Einfluß Maky's, eines Engländers und vorgeblichen Doktors der Medicin, der augenblicklich bei Hofe allmächtig und unser erklärter Feind ist. Seine Landsleute, die Herren Engländer, sagen ihm nach, daß er zwar nicht ganz verrückt sei, der arme Mensch, aber etwas gehirnschwach und Dank seinen mehr als zweideutigen Sitten noch etwas mehr — das weiß Jedermann hier. Wie dem aber auch sein mag, wir wollen beten. Gott ist mächtiger als alle Madegassen, Engländer und Dämonen zusammen, und seine Werke gehen nicht zu Grunde.

Inzwischen benützte ich einen Theil der erhaltenen Almosen, um das Loos meiner armen Kinder etwas zu verbessern. Ich mache ihnen die Dächer ihrer traurigen Hütten zurecht, damit der während der Regenzeit so reichlich fluthende Regen sie nicht allzusehr überschwemmt, ich verschaffe ihnen eine etwas bessere Bekleidung für ihren siechen Leib, und jede Woche etwas Reis, so viel als eben nöthig, ihr Leben zu fristen. Das ist wenig, aber es ist Alles, was mir augenblicklich unsere Bauprojekte verstatten. Mögen die Almosen reichlicher fließen, die wir von der unerschöpflichen christlichen Mildthätigkeit hoffen, und wir wollen unsern armen Verlassenen ihr trauriges Dasein erträglicher machen!

So steht's in physischer Hinsicht. Was den moralischen Zustand betrifft, so ist dieser viel besser und tröstlicher. Die Gnade wirkt in reichem Maße in diesen Seelen, ich bin oft selbst darüber erstaunt, und ich habe Grund anzunehmen, daß es unter allen unsern Gemeinden in Madagaskar keine bessere gibt. Sie ist noch nicht sehr zahlreich, sie zählt kaum 30 Mitglieder, aber welch ein Glaube, welche Zartheit des Gewissens, welche Gottesfurcht, welche Ergebung in Gottes heiligen Willen, und selbst welch ein Eifer, seine Anbetung auszubreiten und als Apostel zu wirken! Es ist ein wahres Wunder unter diesem Volke.

Und da Sie mich nun einmal auf dieses Kapitel geführt haben, mein lieber Pater, so erlauben Sie mir, dabei zu verweilen und, auch auf die Gefahr hin, etwas lang zu werden, Sie einen abermaligen Besuch in meinem Aussätzigenspital machen zu lassen, um Ihnen meine Kinder nicht nur so in globo zu zeigen, sondern einzeln.

Ich werde mich indessen hiebei auf einige Individualitäten beschränken, die mehr hervorstechen und geeignet sind, zur Erhärtung meiner vorherigen Behauptung einige Züge zu bieten. Ehre, dem Ehre gebührt! Fangen wir mit dem Haupte dieser kleinen Genossenschaft an.

Es ist Ngilo oder der ‚Leuchtend-Schwarze'; Joseph ist sein Taufname. Wir werden ihn nicht anders nennen; denn er will nicht mehr mit dem Namen genannt sein, der ihn an seine Vergangenheit erinnert. Joseph ist Sklave. Was er war, bevor er die Gnade der heiligen Taufe erlangte, wüßte ich nicht genau zu sagen; aber wenn man seinen hohen Wuchs sieht, seine kräftigen Züge, seinen lebhaften Blick und den Einfluß, den er gegenwärtig auf seine Untergebenen ausübt, da möchte man wohl glauben, daß er einst unter der Blüthe der Spitzbuben von Imerina nicht den letzten Platz einnahm. Heute ist das etwas anders geworden; der Glaube hat an diesem rohen Menschen sein Werk vollbracht. Der Glaube ist die Seele seines eigenen Lebens geworden, und leitet ihn in der Führung der Seinigen. Wie oft hat er nicht für sie und sich bescheiden, aber kräftig den verlockenden Anerbietungen der Häresie Widerstand geleistet! Sein Glaube zeigte ihm gleich die unter der Lockspeise verborgene Angel. Am Sonntag läßt er seine Genossenschaft zwei Versammlungen halten, am Fuße des einzigen Baumes, den Sie kennen. Da betet man den Rosenkranz, dazwischen werden Lieder gesungen und der Katechismus erklärt. Joseph duldet nicht, daß man da stummen Mundes anwohnt; Alle müssen antworten, Alle müssen singen, auch die Alten. Es ist ein so schönes und rührendes Schauspiel! Am Fuß desselben Baumes vereinigt man sich auch Morgens und Abends zum gemeinsamen Gebet. Joseph steht für Alle ein, und übernimmt es, mir die Bedürfnisse eines Jeden auseinanderzusetzen; aber er ist auch gerecht und duldet nicht, daß man überflüssige Forderungen stellt zum Nachtheil der Bedürftigeren. Er schlichtet die Streitigkeiten, hält Alles in Frieden und Ordnung und verleiht Ambulutara einigermaßen jene Eintracht der ersten Christen, die dem erstaunten Betrachter den Ruf abnöthigt: ‚Ein Herz und eine Seele!'

Eines Tages hatte Joseph ein Gelüste; er besuchte mich in Namehana. ‚Vater,' sagte er, ‚ein englischer Protestant hat mir Bücher angeboten; ich habe sie zurückgewiesen, du weißt es, aber ich möchte doch gerne eines haben.' — ‚Ein Buch, mein Sohn! Aber was willst du damit? Kannst du lesen?' — ‚Nein, Vater, aber ich möchte es gerne lernen.' — ‚Lernen? das ist sehr lobenswerth von dir; aber in deinem Alter (er muß etwa 45 Jahre zählen), wirst du es noch so weit bringen?' — ‚Ich hoffe es mit Gottes Gnade.' Ich gab ihm ein ABC-Buch. Nach einigen Tagen kam Joseph wieder und verlangte ein anderes etwas gelehrteres Buch. Ich gab es ihm. Einige Zeit später bat er mich um einen Katechismus. Da die kleine Genossenschaft vor Kurzem einen Sklaven aufgenommen hatte, der leidlich lesen konnte, so dachte ich, Joseph wolle dessen

Kenntniß benützen, um die wenigen Lektionen zu wiederholen, die er schon wußte, und ich gab ihm ohne Schwierigkeit den Katechismus. Inzwischen mußte ich meinen Aufenthalt nach Soanarivo verlegen, einer meiner Stationen, etwa $2^1/_2$ Stunden von Namehana entfernt, um daselbst den Bau einer bescheidenen Kirche und der dazu gehörigen Anbauten zu vollenden. Ich blieb hier drei Monate. Kaum aber war ich nach Namehana zurückgekehrt, machte mir Joseph schon einen Besuch. ‚Mein Vater!' sagt er, ‚es ist schon so lange, daß du uns verlassen hast; wir wären so froh, wenn du uns wieder einmal besuchtest.' — ‚Gewiß, mein Sohn, ich werde morgen kommen.' Am folgenden Tag ging ich wirklich dahin; nachdem das erste Lied gesungen, sagte Joseph: ‚Vater, wolltest du so gut sein, uns Alle aus dem Katechismus zu examiniren?' — ‚Ja, ja! Wir wollen sehen, ob ihr nichts vergessen habt; und diejenigen, die sich zur Taufe vorbereiten (es waren ihrer sieben), wissen sie schon etwas? Ich will sie besonders fragen.' — Ich fange also an, auszufragen, und mit ihren Antworten zufrieden, halte ich bald inne und belobe sie, daß sie nichts vergessen hätten. ‚Aber fahre doch fort, mein Vater!' sagte Joseph, ‚wir wissen noch mehr.' — ‚Wie weit?' — ‚Du wirst sehen!' — Ich fuhr also fort, auszufragen und hörte dießmal nicht auf bis gegen das Ende des kleinen Katechismus. Alle wußten ihn auswendig, ohne irgendwo stecken zu bleiben, die drei letzten Lektionen abgerechnet. Ich war erstaunt und über alle Maßen befriedigt. Joseph antwortete wie alle Andern. ‚Aber,' sagte ich zu ihm, ‚wer hat euch denn so unterrichtet?' — ‚Ich selbst,' antwortete Joseph in bescheidenem Tone. ‚Da du mir jeden Tag meine Nahrung verschaffst, so brauche ich nicht um Almosen zu betteln und habe Zeit genug hier. Ich glaubte diese nicht besser anwenden zu können, als indem ich zuerst selbst lesen lernte, und dann diejenigen unterrichtete, die weder die Muße noch die Fähigkeit haben, in deiner Abwesenheit selbst zu lernen. Erinnerst du dich noch an die Bücher, um die ich dich vor Kurzem gebeten? Mit diesen habe ich's gelernt.' Ich dankte ihm von ganzem Herzen, und fügte meinen Lobsprüchen auch etwas Substanzielleres bei. Joseph hatte wirklich zwei Wunder zu Stande gebracht: dasjenige, sich selbst, und dasjenige, die Andern so rasch zu unterrichten. Auffallend wird dieses bei Allen sein, die, wie Sie, lieber Pater, und ich wissen, wie schwer es ist, den Schwarzen, besonders in vorgerücktem Alter, auch nur das heilige Kreuzzeichen beizubringen. Da ist Gottes Finger.

Noch ein Zug von Josephs Gewissenhaftigkeit: dann genug von ihm. Es war erst vorgestern, da kam er zu mir: er hatte einen Skrupel. Nach mehreren oratorischen Vorbereitungen und Umwegen, wie sie der Madegasse immer anwendet, auch wenn er eigentlich nichts zu sagen oder zu bitten hat, und nach tausend Versicherungen, daß Niemand in der Welt sich für ihn interessire als ich, und daß ich ‚sein Vater und seine Mutter' sei, rückte er endlich folgendermaßen mit seinem Skrupel heraus: ‚Ich sollte dir eigentlich nichts verheimlichen, mein Vater, und doch habe ich dir bis auf den heutigen Tag etwas verheimlicht. Vielleicht ist es ein großer Fehler, ich weiß nicht; aber mein Gewissen läßt mir keine Ruhe, und ich muß es dir sagen.' — ‚Sprich, mein Sohn, wir wollen sehen!' — ‚Vor meiner Krankheit hatte ich fünf Franken, meine ganze Habe, und ich habe sie bei meinem Herrn gelassen. Du gibst uns Almosen und ich bekomme meinen Theil davon. Das ist vielleicht ungerecht; denn wenn ich meinen Piaster ausgäbe, so könnte ich einige Tage ohne dein Almosen leben, und der Antheil der Andern könnte dann größer sein. Nun habe ich bis auf den heutigen Tag gedacht, ihn zu behalten, um meine Begräbnißkosten zu bestreiten. Indessen werde ich thun, was du willst. Sage mir, ob ich das Geld heute ausgeben soll oder ob ich es für mein Begräbniß bewahren darf, das nicht mehr so lange auf sich warten lassen kann.' Dieser Skrupel war natürlich nicht schwer zu lösen; ich rieth ihm, seinen Piaster für sein Begräbniß zu sparen, das dadurch leider an Glanz wohl nicht sehr gewinnen wird.

Und jetzt gehen wir zu einigen Andern über; doch kann ich Ihnen nur noch wenig sagen, da mein Brief schon lang genug ist. An dem Fußweg, der uns mitten in Ambulutara hineinführt, sehen Sie etwas wie einen lebendigen Erdhaufen, an der Ecke des Daches der kleinen Hütte, die sich links erhebt. Das ist die arme Ketaka: wir wollen sie besuchen. Ich weiß auf der ganzen weiten Welt kein so unglückliches, so armes, so hilfloses, so vom Leiden aufgeriebenes Geschöpf, wie diese arme Angela. Es ist schwer, ihr Alter zu errathen; ich glaube, daß sie mehr als dreißig zählt. Und doch, sehen Sie ihre Statur, es ist kaum die eines zwölfjährigen Kindes. Angela verlebt ihr ganzes Dasein an diesem Winkel der Hütte, immer sitzend; denn sie kann sich weder aufrecht halten, noch gehen; ihre Füße versagen jeglichen Dienst. Dazu ist Angela blind; sehen Sie diese großen, aus ihren Höhlen hervortretenden Augäpfel und ihre stets geschwollenen Augenlider. Wenn die Sonne scheint, fühlt sie es instinktmäßig und wendet sich nach ihr, um sie um ihre Wärme anzubetteln; denn ihr elender Leib hat deren fast keine. Ihr Lamba, der nicht abgetragen ist und den ich von Zeit zu Zeit erneuern lasse, stößt uns mit Ekel und Widerwillen zurück; so reichlich ist der Eiter, der Tag und Nacht aus den Wunden dieses armseligen, schon jetzt verwesenden Leibes hervorquillt. Angela folgt den Bewegungen der Sonne, bis dieselbe untergeht, und wenn sie vom Horizont verschwunden ist, schleppt sich das arme Geschöpf auf seinen Ellenbogen und Knieen in die Hütte hinein, wo sie, nach einem recht magern Mahle, das fremde Hand ihr reicht, sich endlich auf einer einfachen Matte auf bloßem Boden zur Ruhe ausstreckt. So ziehen alle ihre Tage vorüber. Arme Angela! Was ist das für ein Dasein! Und da beklagen wir uns! Sie beklagt sich nie; ich habe nie auch nur die leiseste Klage aus ihrem Munde vernommen. Ihre Geduld, ihre Sanftmuth, ihre Ergebung in den Willen der Vorsehung, deren Werkzeug ich bin, verlassen sie niemals. Wenn ich ihr nicht beistände, würde sie morgen sterben. Aber das verhüte Gott! Und sollten die Almosen der christlichen Liebe, auf die ich rechne, mir ausbleiben, so würde ich meine Nahrung bis auf den letzten Bissen noch mit ihr theilen. Denn Angela ist wahrhaft der Schutzengel dieser Stätte.

Paul Rainizafy bewohnt die nächste Hütte neben derjenigen Angela's; auch ihn muß ich nähren und kleiden, denn er ist ein Krüppel ohne Beine, und seine Hände sind ebenfalls verschwunden; nur an der rechten Hand hat er noch einen Überrest von Daumen. Dabei ist er immer fröhlich, immer zufrieden, und es fehlt ihm nicht an Mutterwitz. Seine Einfälle, seine treffenden Antworten, und sogar seine Witze tragen nicht wenig bei, Freude und guten Geist unter den armen Kranken zu erhalten.

Ich könnte Ihnen noch mehrere andere meiner Kinder vorstellen, aber ich halte für heute inne, indem ich Sie und meine Aussätzigen in Ihre Gebete empfehle" u. s. w.

Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Mission unter den Indianern. Der hochw. Bischof O'Connor, apostolischer Vikar von Nebraska, übersendet uns folgenden Brief des hochw. P. J. B. M. Genin, aus der Congregation der Oblaten der Unbefleckten Empfängniß, welcher im Vikariate **Nord-Minnesota** thätig ist. Der Brief ist datirt aus Duluth, in der Grafschaft St. Louis, 7. November 1876.

„Meine fortwährenden Reisen sind daran Schuld, daß ich Ew. bischöfl. Gnaden nicht schon früher über die Indianer des meiner Jurisdiction unterstellten Theiles des Territoriums von Dakota Nachrichten habe zukommen lassen. Diejenigen, mit denen ich am besten bekannt bin, sind augenblicklich in der Reservation Rock-Standing ansäßig. Mehrere Hundert dieser Indianer sind von mir in den Ebenen von Dakota getauft worden.

Zu Duluth befindet sich ein Stamm katholischer Mestizen, unter denen ich mich aufhielt, als ich zum ersten Male an einem Orte, der jetzt die Agentur vom Teufelssee heißt, das Zeichen unserer Erlösung aufpflanzte. Die Mehrzahl von diesen Leuten wohnte vordem bei Fort Garry (Manitoba), aber sie haben jenen Ort aus Anlaß der Wirren in Canada verlassen und haben sich in das waldige Bergland im Nordwesten von Dakota, an der Grenze des Territoriums von Montana, zurückgezogen. Hier haben sie Häuser gebaut und von hier aus können sie leicht auf die zahlreichen Büffel Jagd machen, die sich in diesem Reviere herumtreiben. Diese Mestizen, etwa 3500 an der Zahl, sind alle eifrige Katholiken. Kein Priester weilt ständig in ihrer Mitte, sondern nur einmal des Jahres besucht sie der Missionär. Die Bande der Verwandtschaft und der Bundesgenossenschaft, welche sie mit verschiedenen umwohnenden Stämmen verbinden, sind der Ausbreitung des katholischen Glaubens sehr förderlich.

Die Assiniboinen, deren Sprache derjenigen der Sioux enge verwandt ist, wohnen nahe bei unseren Mestizen am Milk-River. Sie zählen ungefähr 4000 Köpfe und sind ebenfalls alle katholisch.

Die Titon, vom Stamme der Sioux, wohnen zwar nicht in dieser Gegend, besuchen dieselbe aber häufig bei Gelegenheit der Büffeljagd. Ihre Wigwams stehen im Lande des gelben Steines, auch trifft man sie häufig weiter nach Süden bis zu den Schwarzen Hügeln; ihr Gebiet erstreckt sich über einen Theil von Dakota, Wyoming und Montana. Sie sind fast alle noch Heiden; ihren wiederholten Bitten, sie und ihre Kinder zu unterrichten, konnte ich bisher nicht nachkommen, liegt doch die Sorge für die Indianer von Dakota fast ausschließlich auf meinen Schultern. Erst vor zwei Jahren konnte ein Priester der im Jahre 1867 von mir gegründeten Station in Toten zugetheilt werden. Zudem muß ich auch, seit Eröffnung der Pacific-Bahn, eine große Anzahl neu errichteter europäischer Stationen besorgen.

Im Jahre 1872 kam ein Titon-Indianer im Auftrage Sitting-Bulls zu mir. Er traf mich in Gesellschaft eines Herrn Kennedy, eines Unternehmers der Pacific-Bahn; er ergriff meine Hand, indem er ein Gebet murmelte, dann redete er mich also an: ‚O Vater! so sehe ich dich endlich, du der erste Schwarzrock, den ich je gesehen. Ich danke Gott, der mir dieses Glück hat zu Theil werden lassen. Ich bin gekommen, eine Frage an dich zu stellen: Liebst du die Blaßgesichter mehr als uns, oder denkst du, wir lieben dich weniger, als sie dich lieben, daß du deine Zeit unter ihnen zubringst und niemals zu uns kommst? Warum verlässest du uns? Ich habe 700 Meilen zurückgelegt, um diese Frage an dich zu richten.‘ Wie soll ich den Schmerz beschreiben, den mir der Gedanke an dieses verlassene, von unserer Regierung so schmählich verrathene Volk verursachte! Einigen dieser Stämme, die einen protestantischen Prediger zum Agenten haben, ist ihre Jahrespension entzogen worden, weil sie nicht protestantisch werden wollten; sie haben es vorgezogen, lieber zu hungern, als, wie sie es nennen, eine Scheinreligion anzunehmen.

Die Titon-Indianer sind 10,000 an der Zahl. Es müßten Mittel und Wege gefunden werden, sie zu unterrichten; ich selbst würde mich glücklich schätzen, diese Arbeit zu übernehmen.

Südöstlich von den Titons am Missouri, zwischen diesen und der Reservation Standing-Rock, wohnen etwa 12,000 Köpfe stark die Mandanen. Gleich den Sioux verlangen sie in der Religion unterwiesen zu werden, aber auch für sie fehlt es an einem Missionär."

Miscellen.

Statistisches. Die folgende Tabelle über die katholische Bevölkerung der britischen Besitzungen in Nordamerika haben wir zusammengestellt nach Sadlier's Catholic Directory etc. for 1877. Dieselben beruhen auf den Angaben der Bischöfe selbst und können somit auf Glaubwürdigkeit Anspruch machen. Allerdings möchte es scheinen, daß die Katholikenzahl zu der durch den Census von 1871 nachgewiesenen nicht stimme. Dieser ergab nämlich für die Provinzen Ontario, Quebec, Neu-Schottland, Neu-Braunschweig und die Prinz-Edwards-Insel, d. h. für die Kirchenprovinzen Quebec, Halifax und Toronto eine katholische Bevölkerung von 1,532,489 Seelen, während dieselben nach unseren Tabellen im Jahre 1876 beinahe um 250,000 Katholiken mehr gehabt hätten. Indessen hat naturgemäß die Bevölkerung in 5 Jahren einen erheblichen Zuwachs erhalten; auch war in den letzten Jahren die Einwanderung, namentlich katholischer Irländer, selbst aus den Ver. Staaten, eine nicht unbedeutende; daher mag immerhin eine Vermehrung von 250,000 in 5 Jahren eine außerordentliche sein; unwahrscheinlich ist sie jedoch nicht, wenngleich sie im Jahr gegen $3^1/_3$ % beträgt. In Bezug auf unsere Tabelle bemerken wir nur noch, daß die neben den einzelnen Bisthümern stehenden Zahlen das Jahr ihrer Gründung angeben.

		Priester.	Kirchen und Missionskapellen.	Höhere Schulen.	Wohlthätigkeitsanstalten.
I. Kirchenprovinz Quebec (1819) .	**1,257,000**	**1157**	**871**	**82**	**55**
Erzdiözese Quebec (1674) .	400,000	309	233	19	14
Diözesen: Montreal (1836) . .	412,000	400	276	27	26
Ottawa (1848)	100,000	88	89	16	6
St. Hyacinth (1852) . . .	100,000	127	61	11	4
Three Rivers (1852) . . .	134,500	127	82	4	3
St. Germain of Rimouski (1867)	76,000	72	95	3	1
Sherbrooke (1874)	35,000	34	35	2	1
II. Kirchenprovinz Halifax (1845)	**257,000**	**167**	**295**	**25**	**9**
Erzdiözese Halifax (1842) .	45,000	30	55	2	1
Diözesen: Charlottetown (1832)	44,000	29	43	5	2
St. John, N. Braunschw. (1842)	60,000	32	80	4	1
Arichat (1844)	65,000	52	76	5	2
Chatam (1860)	43,000	24	41	9	3
Transport:	**1,514,000**	**1324**	**1166**	**107**	**64**

		Priester.	Kirchen und Missionskapellen.	Höhere Schulen.	Wohlthätigkeitsanstalten.
Transport:	1,514,000	1324	1166	107	64
III. Kirchenprovinz Toronto (1870)	**265,000**	**190**	**291**	**27**	**13**
Erzdiözese Toronto (1842) .	55,000	51	60	10	3
Diözesen: Kingston (1826) . .	88,000	44	64	6	4
Hamilton (1856)	45,000	35	76	4	3
Sandwich od. London (1856)	69,000	49	71	7	1
Apost. Vik. Nord-Canada (1874)	8,000	11	20	—	2
IV. Kirchenprovinz St. Boniface (1871)	**25,000**	**79**	**108**	**5**	**2**
Erzdiözese St. Boniface (1851)	5,000	24	15	5	2
Diözese St. Albert (1871) . .	?	22	6	—	—
Apost. Vik.: Athabasca (1862)	?	19	16	—	—
Brit. Columbia (1863) . . .	20,000	14	71	—	—
V. Kirchenprovinz Oregon (in den Ver. Staaten).					
Diözese: Vancouver's Island (1846)	**8,000**	**8**	**22**	**—**	**—**
VI. Exempte Bisthümer	**69,500**	**48**	**96**	**14**	**3**
Harbor Grace N. F. (1856) .	22,500	14	32	5	—
St. John's N. F. (1847) . .	44,000	31	54	9	3
Ap. Präf. St. Georges N. F. (1871)	3,000	3	10	—	—
	1,881,500	1649	1683	153	82

Für Missionszwecke.

Mark.

Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:
Durch Frank, Vikar in Capellen-Gilverath . . . . . . 42.—
Vom kath. Casino in Egg (im Bregenzer-Wald) . . . . . 42.—
Von J. Sch. in H. . . . . 50.—
Von Benefiz. J. Drechsler in Wolfakirchen 42.45
Von N. N. in Eupen 72.50
Durch W. W. in Wegberg . . . . 72.—
Von Thadd. Braig von Griesingen . . . . 12.—
Von Ungenannt in L. . . . . 40.—
Aus Calvary, Wisc., durch B. Herder in St. Louis, Mo. . . — 90
Von Pfr. Vollmer in Netphen . . . . 21.—
Von Anna und Rosa Garhammer von Wolfschädlmühl . . . 12.—
Von Cottenheim . . . . 48.—
Von Mayen . . . . 88.—
Aus Leutkirch durch Kaplanei-Verw. Magg . . . . 24.—
Von Dr. Regnillas, Pfr.: „Zur Ehre des allerheiligsten Herzens Jesu und der unbefleckten Empfängniß Mariä" . . . 700.—
Durch W. W. in Wegberg . . . . 21.—
Von Ebner in Straubing . . . . 10.—

Für Loskauf und Unterhalt von Negerkindern:
Von Ungenannt in L. . . . . 30.—

Für die Sklavenkinder in Persien:
Von Ungenannt in L. . . . . 30.—

Für die Waisenanstalten des P. Ratisbonne in Jerusalem:
Von N. N. in Binzwangen . . . . 17.—
Durch die Redaction des Anzeigers vom Ipf und des Kath Wochenblattes in Dirgenheim . . . . 46.—

Für den Kindheit-Jesu-Verein:
Von Pfr. Bitter in Bausenhagen . . . . 12.—
Durch die Redaction des Anzeigers vom Ipf und des Kath. Wochenblattes in Dirgenheim . . . . 368 —

Für die Mission in Japan:
Von Gr. in St. . . . . 20 —
Durch die Redaction des Anzeigers vom Ipf und des Kath. Wochenblattes in Dirgenheim . . . . 5.—
Von K. A. B. H. . . . . 3.—
Von J. N. in Diedenhofen . . . . 20.—

Für Loskauf annamitischer Christinnen bezw. für die verfolgten Christen in Tongking:
Von N. N. in Ertingen . . . . 30.—
Von Dr. Regnillas, Pfr.: „Zur Ehre des allerheiligsten Herzens Jesu und der unbefleckten Empfängniß Mariä" . . . 300.—

Für die heimgesuchte Mission im apostol. Vikariat in Kiangnan (China):
Von Bachem bei Frechen, Landkreis Köln . . . . . . 30.—

Für das apostol. Vikariat von Chan-si (China):
Von K. A. B. H. . . . . 4.—

Mark.

Für die Mission des Herrn Dubernard in Tse-ku (Tibet):
Von K. A. B. H. . . . . 3.—

Für das apostol. Vikariat Siam:
Von K. A. B. H. . . . . 3.—

Für die Mission in Calcutta (Ostindien):
Von K. A. B. H. . . . . 4.—

Für Msgr. L. Meurin in Bombay:
Aus Altötting durch P. Franz Laaf . . . . 500.—

Für die Waisen- und Schulanstalten der Lazaristen-Mission in Persien:
Von Ungenannt in L. . . . . 40.—

Für das heilige Grab in Jerusalem:
Durch die Redaction des Anzeigers vom Ipf und des Kath. Wochenblattes in Dirgenheim . . . . 55.—

Für die Aussätzigen auf Madagascar:
Von Pfr. Bitter in Bausenhagen . . . . 6 —
Von Ungenannt in Wisc., durch B. Herder in St. Louis, Mo. 190.—

Für die Lazaristen-Mission in Abyssinien:
Von Ungenannt in L. . . . . 40 —

Für die Mission in Brasilien:
Durch die Redaction des Anzeigers vom Ipf und des Kath. Wochenblattes in Dirgenheim . . . . 1.—

Für die Mission in Wesley auf Dominique:
Von K. A. B. H. . . . . 4.—

Für die deutschen Katholiken in London:
Durch die Redaction des Anzeigers vom Ipf und des Kath. Wochenblattes in Dirgenheim 13.45
Von R. Pf. in Naumburg a. S. . . . . 36.—

Für die Mission des P. Hagemann in Norwegen:
Von C. S., durch Repetitor Schmitt in St. Peter . . . . . 200.—

Für die Skandinavische Mission:
Durch die Redaction des Anzeigers vom Ipf und des Kath. Wochenblattes in Dirgenheim . . . . 5.—

Für den Franciscus-Xaverius-Verein:
Von Pfr. Bitter in Bausenhagen . . . . 6.—
Von Gotthard Hasenöhrl, Caplan in Röhrnbach . . . . . 70.—
Durch C. Küppers, Vikar in Sieglar . . . . 10.—

Für Bilder für die Missionen:
Von Dr. Regnillas, Pfr.: „Zur Ehre des allerheiligsten Herzens Jesu und der unbefleckten Empfängniß Mariä" . . . 108.20

Für Msgr. Laouënan in Pondichery:
Durch J. P. H. K.* . . . . 15.—

Für verschiedene Zwecke:
Von Fr. X. Sch. in C. . . . . 20.—
Aus der Pfarrei Aukirchen . . . . 205.—
Von Ungenannt in L. . . . . 20.—
Durch die Redaction des Anzeigers vom Ipf und des Kath. Wochenblattes in Dirgenheim 46.55
Von Dr. Regnillas, Pfr.: „Zur Ehre des allerheiligsten Herzens Jesu und der unbefleckten Empfängniß Mariä" . . . 500 —
Von L. in C. . . . . 2.—

Von Herrn Theodor Meynberg, Vertrauensmann des „Comité zum Schutze der katholischen Auswanderer" (St. Raphaels-Verein), geht uns folgendes Schreiben zu, datirt Hamburg 31. Mai 1877:

Infolge Ihrer gütigen Publikation im 2. Hefte 1877 empfing ich für die armen Kapellen der deutschen Katholiken zu São Bento in Brasilien:

Von L. W. in Y. (Post Bergheim), eine Albe.

Von Herrn A. Klajner, Probst in Dubin, 23 polnische Bücher (für die dortigen Polen).

Von Herrn J. Tschörch in Driesdorf in Österreich, einen „Goffine".

Von Herrn F. M. Böhm in Rheinfelden, Aargau, Schweiz, 3 Coupons böhmische Spitzen.

Von Herrn Pastor Dorn in Randlstedt in Bayern, einen Meßkelch.

Durch Herrn Dr. Lingens vom „euch. Clara-Verein" in Aachen, 1 weiße Casel nebst Zubehör, 1 Palla, 1 Cingulum, 2 Humeralia und 2 Corporalia.

Verehrlicher Redaction danke ergebenst für Ihre gütige Aufnahme meines Artikels und bitte nun heute um gütige Notiznahme von vorstehendem Bericht. Gott lohne Ihnen und den gütigen Gebern, was Sie für die Colonie São Bento gethan, und führe uns noch neue Wohlthäter zu.

Inzwischen haben um „abgelegte Paramente" gebeten circa 700 bis 800 deutschsprechende Katholiken in Kansas, Nordamerika, welche dorthin von Südrußland auswanderten und theilweise den Schutz des St. Raphaels-Vereins genossen.

Sie ersehen daraus, daß wir um Abnehmer nicht verlegen sind, wenn wir nur genug zu geben hätten.

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.
Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden).
Zweigniederlassungen in Strassburg, München u. St. Louis, Mo.